

Was soll ich doch treiben? — Ich weiß, was ich thu',
Ich spiele nun Küfer und singe dazu!

Von

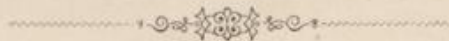
Georg Lang.

Zu Original-Zeichnungen von Albert Hendschel.

I.



„Wir Küfer, wir Küfer sind wackere Leut'!
Und schnitzten wir gestern, so klopfen wir heut;
Und klopfen wir heut, so ist morgen gemacht
Das Faß und der Bettich, noch eh' ihr's gedacht.
Dann füllen wir ein
Das Bier und den Wein,
Und trinken ein Gläschen auch zwischendrein.“



Was soll ich doch treiben? — Ich weiß, was ich thu',
Ich spiele nun Küfer und singe dazu!

II.



„Wir Küfer, wir Küfer sind“ — — Himmel, was soll's?
Da liegt nun der Bottich, ein Häufchen Holz!
Ich klopste so wacker, das klang so hell,
Und klopfen soll ja ein Küfergesell!
Doch hat, was geschehn,
Der Vater gesehn,
Dann klopft auch er, und ich weiß schon, wen!

Die Sage vom kleinen Rosengarten des Königs Laurin.

Von

Wilhelm Osterwald.

Original-Zeichnung von Ludwig Burger.

(Schluß.)

Als die Helden alle von ihren Rossen abgestiegen waren, läutete Laurin eine goldene Schelle, die am Eingange hing, und auf den lauten Klang, den das Glöcklein erschallen ließ, öffnete sich ihnen der Berg, daß sie in sein Inneres eintreten konnten. Erstaunt sahen die Helden, daß es in dem Berge so hell war, wie der lichteste Tag, da ihnen von allen Wänden die prachtvollsten Edelsteine entgegen funkelten.

Als sie vor Stammen kaum hineinzutreten wagten, sagte Laurin zu ihnen: „Liebe Gesellen, laffet eure Pferde nur draußen auf dem Klee, sie haben dort gute Weide, und es wird ihnen nichts Leidens geschehn. Wir aber wollen nun zu Hofe gehn, der Wirth ist ein biederer Mann und hat den hohlen Berg und das wilde Land von mir zu Lehen. Er wird uns Trank und Speise geben und alles, was wir sonst wünschen oder bedürfen, denn der Berg ist der besten Vorräthe voll.“

Da gingen sie in das Innere des Berges hinein und sahen daselbst eine ganze Menge allerliebster kleiner Zwerge, die geschäftig hin und her eilten, höflich ihre Ehrfurcht vor den Gästen bewiesen und sich gar artig zu bewegen und zu benehmen wußten. Als die Gäste aber dem Königsaaale nahten, hörten sie wunderliebliche Musik von Saitenspiel und Possaunen, welche die Zwerge, die in aller Kunstfertigkeit geschickt waren, gar zierlich und fein zu spielen und zu blasen verstanden, und dazwischen klang ein noch wundervolleres Concert von allerhand Vogelstimmen, die durch künstliche Vögel von ähnlicher Beschaffenheit, wie die in Laurins Helm befindlichen, hervorgebracht wurden.

Als der König, welcher Laurins Neffe war, sich eben in seinem reichen Saale zu Tische setzen wollte, ward ihm gemeldet, daß König Laurin mit fünf hochgemuthen Neckern zu Gaste gekommen wäre.

Diese Botschaft vernahm der kleine König mit Freuden, befahl seinem Gesinde alles aufzubieten, was den hochgeborenen Gästen Bequemlichkeit und Ergözen schaffen könnte, und machte sich selbst auf, seinen Oheim nebst seinen Begleitern mit ausgedehnter Höflichkeit zu empfangen.

Deutsche Jugend. X.

Als sich alle zu Tische gesetzt hatten, wurden ihnen die kostbarsten Speisen und Getränke in so reichem Maße vorgesetzt, daß sie wohl vierzehn Tage zu essen und zu trinken gehabt hätten, wenn sie alles Aufgetragene hätten verzehren wollen. Als aber die Tafel aufgehoben war, fragte der Wirth höflich, wie lange Zeit die Gäste ihm die Ehre ihres Besuches gönnen wollten.

„Wir wünschen nur diese Nacht hier zu bleiben,“ sagte Laurin, „morgen in aller Frühe wollen wir nach meiner Bergveste reiten.“

Da bot Laurins Neffe alles auf, was in seinen Kräften stand, um seine hochgeborenen Gäste zu ergözen. Müde vom Stammen über alle Wunder, die sie gesehen und gehört hatten, legten sich die Helden endlich zur Ruhe nieder.

Am frühen Morgen beurlaubten sie sich, Laurins Neffe begleitete sie mit einem reichen Gefolge vor den Berg, die Gäste bedankten sich höflich für die genossene Bewirthung, setzten sich auf ihre Rosse, nahmen Abschied vom Wirth und ritten, von Laurin geführt, fröhlichen Muthes weiter, bis sie das Ziel ihrer Reise, den Berg Laurins erreichten. Vor demselben stand auf einem weiten Plane eine Menge dustrreicher Bäume, in deren Schatten der lieblichste Vogelfang erscholl, auf dem Plane aber spielten friedlich und lustig allerhand wilde Thiere mit einander, die auf den König Laurin zugehüpft kamen, sobald sie ihn an gewohnter Stelle unter einer breiten Linde erblickten.

Dietrich und Wolfhart waren entzückt über den Anblick und bezeugten mit lauten Worten ihre Freude; Hildebrand aber sagte bedächtig: „Wir wollen den Tag nicht vor dem Abend loben“, und Wittich fügte hinzu: „Wenn ihr meinem Rathe folgt, so gehen wir nicht in den Berg, denn wahrlich, ich fürchte, es erwartet uns schwere Arbeit darin.“

Laurin aber sprach lachend: „Lasset doch alle Sorgen und Bedenken fahren und verlasset euch ganz auf meine Treue. Der Plan hier und was sonst einer von euch begehrt, soll fortan euer eigen sein.“

„Freundlich lauten eure Worte,“ sagte Dietrich, „und wenn die Werke ihnen entsprechen und du uns deine Treue bewahrst, so wird es dir Ehre wie uns Freude bringen.“

Nochmals ermahnte Wittich den Helden von Bern dem Zwerge nicht zu trauen; als aber Wolfhart dem Warner Zaghaftigkeit vorwarf und ihn aufforderte zurückzubleiben, wenn er sich fürchtete mit in den Berg zu gehen, sprang Wittich zornig aus dem Sattel, jagte sein Roß auf die Weide und war zuerst bereit in den Berg zu gehn. An dem Eingange hing ein goldenes Horn, das ergriff Wittich und blies so meisterlich hinein und entlockte ihm so wunderliche Töne, daß Dietrich lachen mußte; aber das Thor öffnete sich nicht.

Ungebuldig fragte Wolfhart, der mit den andern abgeseffen war und gleich ihnen sein Pferd auf die Weide entlassen hatte: „Wie lange sollen wir noch hier außen bleiben? Wer läßt uns denn hier ein?“

Da nahm Laurin das goldene Horn und blies so mächtig hinein, daß es ein Getöse gab, wie wenn der Donner zwischen zwei hohen Gebirgswänden rollt. Als bald wurde das Thor von innen geöffnet und Laurin führte die Gäste hinein, die von einer großen Schaar wohlgestalter und zierlicher Zwerglein nach rechter Hofesitte empfangen wurden. Nachdem sie durch das steinere Eingangsthor eingetreten waren, kamen sie durch eine Stahlpforte und gleich darauf durch eine goldene Thür. Sobald sie auch diese durchschritten hatten, schloß sich der Berg auf Laurins Anstiften hinter ihnen wieder zu. Es war aber im Innern des Berges ebenfalls, wie in dem andern hohlen Berge, taghell und die Pracht der Zimmer war noch viel größer als die, so sie bei Laurins Neffen bewundert hatten. Die Zwerge, die zur Bedienung der Gäste erschienen, waren alle aufs kostbarste gekleidet und glänzten von lauter Gold und Edelsteinen.

In einer großen Halle führten die kleinen Ritter des Zwergkönigs allerhand ritterliche Spiele auf, indem sie ritten und tanzten, Steine um die Wette warfen oder die Kraft ihrer Speere mit einander maßen. Dazu spielten die Spielleute auf und ließen Geigen- und Posaunenschall erklingen und vier Hoffänger sangen dazu eine zierliche Singweise, die so schön klang wie Lerchenwirbel und Nachtigallenschlag im Frühling.

Da aber die Zeit nahe war zu Tische zu gehen, gab König Laurin Befehl, der Gäste nach Ehren zu pflegen, doch hatte er im Herzen einen falschen Muth und sann nur darauf, wie er die guten Helden in arge Arbeit bringen könnte. Daher schuf er mit eines Zauberers Hilfe, der ihm zu Gebote stand, daß den Helden die Sinne verwirrt wurden, also daß einer den andern nicht sehen oder erkennen konnte.

Zornig sprach Wittich, als er der Verwirrung inne wurde: „Nun seht ihr es! der kleine Mann hat uns doch schändlich betrogen!“

Da nun auch die andern sich gegenseitig nicht sehen noch erkennen konnten, sagten sie: „Hat König Laurin an uns die Treue gebrochen, so soll es ihm nicht zum Heile gedeihen, wenn wir aus der Noth kommen.“

„Ja wenn!“ lachte Wittich höhnißch. „Wer hat nun Recht gehabt, mein Herr Wolfhart, ich oder ihr? Wollte Gott, ich wäre draußen geblieben!“

Inzwischen hatte auch Dietlichs Schwester gehört, daß Gäste aus deutschem Stamme in Laurins Saale wären und daß der König die schöne Similde gern bei Hofe sehen würde. Da schmückte sich Similde mit ihren Dienerinnen und ging mit ihnen in den Königsaal, wo ihr zu Ehren wieder die lauteste Musik angestimmt wurde. Sie trug eine goldene Krone, die mit so vielen Edelsteinen geschmückt war, daß sie wohl den Werth von drei Königreichen aufwog, ein Stein aber war darunter, der gar nicht zu bezahlen war, denn er hatte die Kraft, jeden fröhlich zu machen, der seinen Glanz leuchten sah.

Als die junge Königin in den Saal trat, hatte Laurin von seinen Gästen den Zauber wieder genommen, also daß sie einander wieder sehen und erkennen konnten, worüber sie von Herzen froh waren, Dietlieb aber war vor allen erfreut, da er seine liebe Schwester in so hoher Würdigkeit erblickte.

Mit Laurins Urlaub ging nun die schöne Similde zu den Helden, begrüßte zuerst den Herren Dietrich von Bern und bezeigte ihm ihre Freude, daß sie ihn sehen konnte, da sie von seinen Heldenthaten schon so viel Rühmliches vernommen hatte. Auch Dietrichs Gesellen begrüßte sie, die ihr gleich dem Berner aufs höflichste dankten; dann umarmte sie ihren Bruder Dietlieb und bewillkommnete ihn mit ganzer Schwesterliebe.

Dietlieb freute sich der herzlichen Begrüßung und fragte sie, ob sie noch länger bei dem Zwergkönige bleiben wolle oder lieber einen Helden der Oberwelt zum Gatten wünsche.

„Lieber Bruder,“ antwortete Similde, „was du räthst, das soll geschehen. Es gebricht mir hier freilich an nichts, man bedient mich in ausnehmend guter Weise, und alles, was mein Herz nur wünschen kann, wird mir tausendfach gewährt; aber wenn ich an meine Freunde auf der Erde gedanke, so wird mir alle meine Freude blind, denn das Volk hier im hohlen Berge ist ungetauft und hasset den

Christennamen, und schon um seines Glaubens willen sehne ich mich nach der Heimat zurück und wünsche wieder unter Christenleuten zu wohnen.“

„Hast du weiter keine Sorge, liebe Schwester,“ sagte Dietlieb, „so laß dein Trauren sein, denn ich werde dich aus der Gewalt des Zwerges befreien, sollte es mir auch an den Leib gehn.“

Jetzt rief Laurin, der von dem Gespräche der beiden Geschwister natürlich nichts gehört hatte, mit lustiger Stimme: „Seid wohlgemuth, meine trauten Gefellen, und leget euer Streitgewand, Helm und Schild, Schwert und Panzer ab, damit wir uns friedlich und freundlich zu Tische setzen können, wie es die gute Hofsitte verlangt.“

Da legten die guten Helden wieder ohne Mißtrauen ihre Rüstungen und Waffen nach friedlicher Hofessitte ab und die kostbaren Hofkleider an, die ihnen des Königs Kämmerer brachten, und setzten sich zu Tische.

Die Tafeln waren von geschnitztem Elfenbein, aufs kunstvollste mit Edelsteinen ausgelegt und mit Gold aneinander gefügt, die Bänke aber waren alle mit rothen Seidendecken belegt. Aufs reichlichste wurden die feinsten Speisen und Getränke aufgetragen, und die kleinen Spielleute machten wieder so schöne Tafelmusik, daß die Gäste in hohen Freuden essen und trinken konnten.

Als die Tische aufgehoben und aus dem Saal getragen waren, wurden zu der fortbauenden Musik allerhand lustige Spiele gespielt; darauf bat jedoch Laurin die schöne Similde, sich mit ihren Dienerinnen wieder in ihre Gemächer zurückzuziehen. Kaum war das geschehen, so waren die Sinne der guten Helden abermals mit Verwirrung geschlagen, also daß keiner von ihnen den andern erkennen konnte, was sie mit nicht geringer Betrübnis erfüllte.

Laurin aber ging zu Similden in ihr Gemach und sprach zu ihr: „Vielschöne Jungfrau, möge dir alles Heil des Lebens widerfahren! Mir selbst ist es schlimm ergangen, und ich habe großen Kummer von den Reden erfahren, die jetzt im Saale meine Gäste sind. Denn sie haben die goldene Thür meines Rosengartens zertreten und den Garten selbst in lästerlicher Weise verwüstet, also daß ich die Schande Zeit meines Lebens nicht verwinden kann. Ich hätte mich wohl fürchtbar an ihnen gerächt, wenn mir Dietrich nicht auf den Rath des alten Hildebrand meinen Kraftgürtel zerbrochen hätte. Wahrlich, wenn dein Bruder Dietlieb mir nicht geholfen hätte, so wäre ich meines Lebens nicht sicher gewesen. Darum bin ich deinem Bruder hold und treu gesinnt,

aber gegen die vier anderen hege ich einen so starken Haß, daß ich sie gern aufhängen ließe, und das je eher je lieber.“

Ueber solche Rede des Zwergkönigs erschrak die schöne Similde nicht wenig, und sie that daher alles, was in ihren Kräften stand, um den Zorn des kleinen Mannes zu besänftigen.

„Laßt euch in eurem Verfahren nicht vom Zorn leiten, Herr König,“ sagte sie, „und leget ihnen andere Strafen auf, aber verjündigt euch nicht an eurer eigenen Ehre, indem ihr ihnen das Leben nehmt.“

„Sie haben ihr Leben verwirkt,“ sprach der Zwerg zornig, „und wäre es auch nur durch den unersehblichen Verlust, den sie mir durch das Zerbrechen meines Gürtels bereitet haben.“

„Wenn ich euch nun aber doch einen Ersatz dafür böte,“ sagte Similde, „wolltet ihr mir dann auf eure Treue versprechen, den edlen Helden das Leben zu gönnen und sie in Ehren aus dem Berge zu lassen?“

„Das will ich thun,“ sagte der Zwerg, „aber welchen Ersatz könntest du mir denn bieten?“

„Dieser Fingerring,“ antwortete Similde, indem sie einen unscheinbaren Ring vom Goldfinger ihrer rechten Hand zog, „dieser Fingerring hat die Kraft, jedem, der ihn an seiner Hand trägt, die Stärke von zwölf Männern zu verleihen.“

Begierig griff Laurin nach dem Ringe und steckte ihn an seinen Finger, indem er nochmals versprach das Leben der Helden zu schonen, aber im Herzen sann er auf arge Falschheit.

Zunächst sandte der Zwergkönig nach ihrem Bruder Dietlieb, der alsbald zu ihm kam und nach seinem Begehre fragte.

„Ich wünsche, daß du dich der vier Gefellen im Saale nicht annimmst,“ sagte Laurin, „denn es muß ihnen jetzt an das Leben gehen, du aber sollst deiner schönen Schwester zu Liebe geschont bleiben und zum Lohn dafür, daß du mir Beistand geleistet hast, mein Freund sein und meine Schätze mit mir theilen, wenn du auch hier getreu auf meiner Seite stehen willst.“

„Gott verhüte,“ sagte der edle Held aus Steiermark, „daß ich schändlich und falsch an denen handle, denen ich meine Treue verpfändet habe. Wie ungern ich auch auf eure Huld verzichte, Herr König, so erkläre ich doch: was ihnen in Folge eures Hasses geschehen soll, das geschehe auch mir.“

„Ist das dein Ernst,“ sagte Laurin höhnißlich, „so mußt du hier bleiben, bis du dich eines Besseren besinnst und meine Hülfe für wünschenswerth hältst.“

Als bald schloß der kleine Mann mit seiner Zwerglist den kühnen Helden Dietlieb in dem Zimmer ein, indem er sich befand, und ging schnell in den Saal, wo die vier Gefellen noch waren, und ließ ihnen ein Gemisch von Wein und Moras (das ist ein Getränk von Maulbeer- oder Kirschast) vorsetzen, das mit Galle und betäubendem Tolltrank vermischt war. Mit erheuchelter Freundlichkeit setzte sich der falsche Zwerg zu ihnen nieder und forderte sie zu einem fröhlichen Trinkgelage auf. Und sie folgten der Einladung und tranken einen Becher nach dem andern von der gefährlichen Mischung, während Laurin den Becher nur zum Schein an den Mund setzte, ohne zu trinken, und nach kurzer Zeit wurden den guten Helden die Köpfe so schwer und die Glieder so matt, daß einer nach dem andern auf die Bank und in festen Schlaf fiel.

Darüber freute sich der tückische Zwerg und rief einen langen Riesen zu sich, der in seinem Dienste stand und ihm in allen Dingen willig und gehorsam war; zu dem sagte Laurin: „Riesenkind, laß uns diese vier wüsten Schläfer binden, daß sie weder Fuß noch Hand regen können, und dann hänge sie an deine Stange und versuche sie in das unterste Gewölbe des Berges zu tragen. Getraust du dir wohl es zu vollbringen, Riesenkind?“

„Bah!“ sagte der Riese, „und wenn es ihrer zwölf wären, ich wollte sie auf meine Stange nehmen wie erlegte Hasen, die an den Hinterläufen zusammengebunden sind, und hinunterschaffen bis ins finsterste Loch des Berges.“

„Thu das, Riesenkind,“ sagte Laurin lachend.

Und als bald wurden die edlen Helden, deren Kraft durch den betäubenden Trank gelähmt war, in Ketten gebunden, und der Riese hängte sie alle vier auf seine Stange und trug sie in einen finstern Kerker, wo sie ihr Leben jämmerlich hätten verlieren müssen, wenn nicht Dietlieb und Similde ihnen zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen wären.

Die guten Helden schliefen in dem Kerker die ganze Nacht, ohne zu wissen, wo sie waren; als sie aber am andern Morgen erwachten und merkten, daß sie gefesselt in einem dumpfen Gefängniß lagen, waren sie eben so betrübt als zornig über Laurins niederträchtige Bosheit. Dietrich namentlich kannte sich kaum vor Wuth, und wenn er, der sonst immer sehr lange ruhig und bedächtig zu sein pflegte, einmal in diese Stimmung gekommen und innerlich heiß geworden war, dann kam es vor, daß ihm, wie schon gesagt, ein feuriger Athem aus Mund und Nase ging, und dann wehe jedem, der ihm in feindlicher Absicht zu nahe kam! So sprühte dem zornigen

Helden auch jetzt die Gluth aus dem Munde, von deren Hitze ihm die Fessel der einen Hand zerschmolz.

Raum hatte er die eine Hand frei, so machte er auch die andere Handfessel los, schlug alsdann mit der Faust auf die Stahlkette, mit der die Füße gefesselt waren, mit so gewaltigem Schläge, daß die Stahlringe, die wohl Armsdicke hatten, zersprangen, als wären sie ein weiches Ei. Darnach machte er auch seine Gefellen frei und sagte: „Nun, lieben Freunde, laßt uns zusehen, wie wir unser Leben vor dem Tode fristen, den uns der schändliche Zwerg zugebacht hat. Unfre Waffen und Rüstungen hat er uns mit seiner Arglist abgeloct, wir müssen also darauf denken, wie wir auch ohne Waffen uns wehren und durchschlagen können.“

Die Helden beriethen nun mit einander, was sie thun sollten, konnten aber in ihrer verzweifelten Lage keinen Rath finden und klagten einander ihre Noth bis an den dritten Morgen, ohne irgend welche Aussicht auf Besserung zu finden.

Inzwischen dachte der gute Held Dietlieb mit Schmerzen an seine Gefellen und an die Gefahr, die ihnen von Laurin angedroht war, und es betrübte ihn bitter, daß er in seinem Zimmer eingeschlossen war und keinen Ausweg aus demselben gewinnen konnte, wie sehr er sich auch bemühte die Schlösser aufzuriegeln.

Zu seinem und seiner Gefellen gutem Glück gedachte seine Schwester Similde seiner Noth und wußte auch den Schlüssel zu dem Zimmer zu finden, in welchem Dietlieb gefangen war. Kaum hatte sie es aufgeschlossen, so sprang der Held aus Steiermark kampflustig hervor und fragte, wo seine Gefellen wären.

Traurig antwortete die Jungfrau: „Mein lieber Bruder, willst du dein Leben behüten, so folge meiner Anweisung. Deine Gefellen sind gefangen und sehnen sich nach Befreiung aus dem tiefen Kerker, in den sie gebracht sind.“

„Das ist mir von Herzen leid,“ sagte Dietlieb, „und ich kündige hiermit dem Könige und allen Zwergen seines Berges den Kampf an. Ach, hätte ich doch nur mein gutes Streitgewand, so wollte ich fröhlichen Muth haben und meine lieben Freunde erlösen oder selbst das Leben verlieren.“

Da zog Similde einen Ring von ihrem Finger, steckte ihn dem Bruder an die Hand und sagte: „Dieser Ring wird dir Kraft zum Siege geben, dein Streitgewand aber wie deine Waffen will ich dir zeigen. Da der Zwergkönig auf Falschheit sinnt und an dir und deinen Gefellen die Treue gebrochen hat, so ist es billig, daß ich dir mit allen Mitteln

beisteh. Du aber sei vor dem Könige Laurin wohl auf deiner Hut, denn wenn er den Sieg über dich gewinnt, so ist dein Leben verloren.“

„Mag es kommen, wie es will,“ sagte der unverzagte Degen, „ich will meine Gefellen aus ihrer Noth erlösen.“

Da sprach die edle Jungfrau den Bunssegen über ihren Bruder, der ihn fest gegen jede Waffe machen sollte, und zeigte ihm den Ort, wo seine und seiner Gefellen Waffen lagen. Als bald waffnete sich der Held, nahm die Waffen seiner Gefellen und trug sie nach der Gegend, wo er nach den Angaben seiner Schwester den Kerker vermutete. Er rief in den hohlen Raum hinunter, aber der Kerker war so tief, daß keiner der Gefellen seine Stimme vernahm; da nahm er die Waffen und ließ sie in das Gewölbe niederfallen, daß sie ein ungeheures Getöse verursachten.

Als das Hildebrand hörte, tappte er in der Dunkelheit um sich, und als er seine Rüstung erfaßte, rief er freudig: „Freut euch mit mir, ihr Helden, wir sollen noch länger leben, denn wenn mich nicht alles täuscht, so sind es unsre Waffen, die ein guter Freund uns von oben herein geworfen hat.“

Inzwischen war Dietlieb nicht unbemerkt geblieben, und als er über der Kerkerwölbung wohlgerüstet und sein blankes Schwert Welsung schwingend streitbereit da stand, erschrak Laurin und blies in sein Horn, daß es wie Donnerruf durch den ganzen Berg schallte.

Als bald kamen wohl tausend Zwerge wohlgerüstet und gewaffnet von allen Seiten herbeigerannt und fragten den König, was sein Hornruf zu bedeuten habe.

„Sehet dort den großen Mann unter dem lichten Helme,“ sagte Laurin, „er hat uns allen den Kampf angesagt, und ich vermüthe, daß auch seine Gefellen, die ich gebunden hatte, wieder los und ledig geworden sind, denn sonst träte er nicht so beherzt auf. Darum haltet euch wacker, meine Necken, und lasset weder ihn noch einen seiner Gefellen mit dem Leben davon kommen, wenn ihr nicht selbst euer Leben verlieren wollt.“

Als bald zückten sie alle ihre Schwerter und liefen in großer Schaar den Helden Dietlieb an. Dieser aber sagte unverzagt: „Was wollt ihr, kleine Leute? Wollt ihr mich mit Streit bestehn? Ich schlage euer wohl tausend und mehr!“

Zornig sprang ein kleiner Zwergritter vor, der kaum eine Elle hoch war, aber einen prächtigen Goldhelm trug, und sagte: „Ich sage dir hiermit den Kampf an!“

Dietlieb sah ihn lächelnd von oben herab an und sprach: „Was für eine Art Ritter magst du doch sein, Kleiner? Du siehst in der That ganz so aus, daß ich mir nicht getraue, mein Leben vor deiner Ueberkraft zu fristen.“

Der Hohn dieser Worte verdroß den kleinen Mann, und zornig antwortete er: „Hochgeborener Necke, in diesem Kampfe kann uns nur der Tod scheiden, darum sage ich dir, wehre dich so gut du kannst.“

„Dein Wille geschehe!“ sagte Dietlieb, nahm einen Stein und warf ihn auf den kleinen Mann, daß er auf der Stelle todt nieder fiel.

Grimmig rückten nun die andern Zwerge heran, um den Tod des Gefallenen zu rächen, Laurin aber hezte sie noch mehr und befahl einer andern Schaar, sich an den Eingang des Kerkers zu stellen und wohl Acht zu geben, daß keiner daraus hervor kommen könnte.

Dietlieb stellte sich mit dem Rücken gegen die Wand und schwang sein blankes Schwert Welsung lustig gegen die andringenden Zwerge; aber wie viele er auch tödtete, es war, als wüchsen sie immer wieder aus der Erde nach, so viel waren es, und dem König Laurin konnte er gar keine Wunde beibringen, denn er war durch Zauberkünste waffenfest gemacht. Daher kam Dietlieb zuletzt trotz seiner Kraft und seines Muthes durch die Menge seiner Feinde in große Noth, und die Zwerge glaubten schon so viel über ihn gewonnen zu haben, daß sie hofften ihn gefangen nehmen zu können.

Inzwischen hatten sich jedoch die vier Gefellen Dietrich, Hildebrand, Wittich und Wolfhart wohlgerüstet und gewaffnet und tappten sich aus der Dunkelheit des Kellers hervor und herauf; aber Laurin rückte ihnen mit der Schaar seiner Zwerge sofort entgegen, und die Helden wären abermals in große Lebensgefahr gekommen, wenn ihnen nicht Dietlieb zur rechten Zeit zu Hülfe geeilt wäre.

Es war ein ungeheures Getöse, was die übergroße Schaar von Zwergen dort im Kampf mit dem kühnen Sohne Biterolfs verursachte, der mit lautem Kampfruf um sich hieb und die kleinen Leute reihenweise niedermähte.

Dietrich hörte die starke Stimme Dietliebs und sagte: „Ich höre den Kampfruf und das Schwertsausen Dietliebs, o wie gern kämpfte ich an seiner Seite, aber leider weiß ich nicht, wohin ich schlage oder wen ich vor mir habe, denn meine Augen sind wie geblendet.“

„Dagegen giebt es Rath,“ sagte Hildebrand, „ich habe noch den Gürtel Laurins bei mir, da,

nehmt ihn hin und gürtet euch damit, so werdet ihr die Sehkraft wieder erhalten und die Zwerge und alles, was in dem Berge ist, richtig erkennen.“

Da nahm Dietrich den Gürtel, gürtete sich und sah alsbald zu seiner Freude die tolleren Zwerge wie auch den jungen Helden, der mit ihnen kämpfte und mehr und mehr ins Gedränge kam.

Hildebrand forderte den Helden von Bern auf, dem jungen Steiermärker an die Seite zu springen, aber Diethlieb rief mit starker Stimme seinen Freunden zu: „Wartet die Zeit ab, Gesellen,

nehmen könnt, der ihm Zwölfmannskraft verleiht. Sucht nur den kleinen König fest zu packen und nehmt ihm den Fingerring vom Goldfinger der rechten Hand und bringt ihn zu mir, so will ich euch weiter rathen.“



und bleibet in dem Gewölbe! Ihr könnt die Feinde nicht sehen und deshalb leicht in große Noth kommen. Ich hoffe dieses Spiel hier selbst zu vollenden, obgleich der Zwerge Zahl so groß ist, daß ich nimmer ein größeres Heer gesehen habe.“

Dietrich rief zurück: „Ich sehe dich ganz deutlich in dem Streite stehen, du junger Held.“ Zu Hildebrand aber sagte er: „Die Zwerge setzen ihm gewaltig zu, und schon sind seine Panzerringe vom rothen Kriegsthau besprenget: ich muß ihm helfen, denn es ist hohe Zeit!“

„Wohlan!“ sagte Hildebrand, dessen wunderbarer Scharfblick mehr sah, als gewöhnlicher Menschenverstand ahnen konnte, „springet hinüber und sehet zu, daß ihr dem Zwergkönig den Fingerring ab-

Als bald sprang Dietrich mit kühnem Kriegssprung mitten in das Kriegsgetümmel und schlug alle Zwerge, die ihm den Zugang zu ihrem Herrn wehrten, vor sich nieder, bis er endlich mit Laurin zusammengeriet und ihn trotz seiner verzweifeltsten Gegenwehr zu Boden schlug und gefangen nahm.

Als das die Zwerge sahen, stürmten sie mit doppelter Wuth auf den Helden von Bern ein; aber dieser wehrte sich ritterlich seiner Haut, zog den Zauberring vom Finger Laurins und brachte ihn seinem Meister Hildebrand, der ihn sich mit Freunden selbst ansteckte und alsbald auch wieder richtig sehen konnte.

Während dessen war ein kleiner Mann aus dem Berge ins Freie gelaufen und hatte ins Horn ge-

stößen, um die fünf Riesen zu Hülfe zu rufen, die ringsum im Gebirgswalde wohnten und dem Zwergkönige Laurin dienstbar waren.

Die Riesen kamen auf des Zwerges Hornruf sofort mit ihren gewaltigen Schwertern und Stahlstangen auf den Anker, auf dem sie sich in solchen Fällen zu versammeln hatten. Das Riesenkind, das ihr Meister war, sprach: „Ich habe Hornschall vernommen und vermüthe, wir sollen schleunig zu Berge kommen.“

Da stieß der Zwerg zum zweiten Mal ins Horn, daß der Ruf wohl eine Meile weit ins Gebirge drang, und die Riesen eilten, so schnell sie konnten, und kamen zu Laurins Berge, als der Zwerg eben zum dritten Mal ins Horn stieß. Während der Zeit, aber hatte Laurin im Kampf mit den Helden eine große Zahl Zwerge verloren und den Zauberring, der ihm selbst Zwölfsmannskraft verliehen hatte, obendrein.

Als Dietrich und Dietlieb, zu denen sich nun auch der alte Meister Hildebrand gesellt hatte, noch im hitzigsten Kampfe mit den Zwergen waren, stürmten die fünf Riesen in den Berg.

Hildebrand sah sie und ermahnte die Gefellen, die neuen Feinde mit neuem Muth zu empfangen, und die guten Helden hielten sich wacker, daß die Riesen trotz ihrer Uebersahl mit den Schwertern nichts ausrichten konnten und deshalb wüthend zu ihren Stahlstangen griffen.

„Nun seht mir nur die großen Berggrinder,“ sagte Dietrich. „Wie die ungeschlachten Waldbauern rücken sie mit ihren Eisenknüppeln auf uns ein, als wenn sie in ihrem Leben nicht erfahren hätten, mit welchen Waffen man rechtschaffene Ritter bestehen soll. Aber laßt sie immerhin gewähren, denn wahrlich! wenn ihrer auch zwölfse wären, wir wollten doch vor ihnen genesen.“

Und Dietrich hatte nicht eitel geprahlt, denn in dem heißen Kampfe, der sich nun zwischen den drei Helden und den fünf Riesen erhob, daß das Feuer aus den Helmspangen und Schildrändern sprang und der Schall der Waffen durch den ganzen Berg dröhnte, hatten die Riesen bald mehr Noth als die Helden, obgleich auch diese ihre volle Arbeit hatten um sich ihres Leibes zu wehren.

Unterdessen standen die beiden Recken Wittich und Wolfhart noch immer in dem finstern Gewölbe und klagten einander ihre Noth, daß sie sich nicht an dem Kampfe theilnehmen konnten, dessen furchtbares Getöse sie hörten, dessen Getümmel sie aber nicht sehen konnten.

Zulezt sagte Wittich zu Wolfhart: „O wehe,

lieber Geselle, sollen wir hier als Feiglinge gelten und nicht auch zu Streite gehn?“

„Es ist zwar ein mißliches Ding,“ sagte Wolfhart, „mit blinden Augen um sich zu schlagen ohne zu wissen, wen man trifft; aber wenn es dir recht ist, lieber Geselle, so bin auch ich einverstanden, und so wollen wir denn in Gottes Namen den Streit angreifen.“

Als bald banden sie sich den Helm fester und gürteten ihre Schwerter enger und wollten mit zornigem Muth hinausstürmen in den Kampf; doch da kam die schöne Similde, die mit kluger List den Weg zu ihnen gefunden hatte, und sagte zu ihnen: „Begebet euch nicht unnütz in Gefahr, ihr guten Helden, und beginnet den Kampf nicht eher, als bis ihr eure Feinde sehen könnt. Nehmt jeder einen Ring von mir, der euch die richtige Sehkraft wieder geben wird.“

Wenn ihr mich nun fragt, woher doch die schöne Similde die vielen Zauberringe hatte, so muß ich euch freilich antworten: ich weiß es selbst nicht; das aber weiß ich, daß in dem unverdorbenen Gemüthe einer Jungfrau, in ihrem reinen Gottvertrauen und ihrer herzlichlichen Schwesterliebe ein dreifacher Zauber liegt, der ein rechtes Mannesauge, auch wenn es lange blind und trübe gewesen ist, wieder hell und fröhlich machen, und ein rechtes Mannesherz mit neuem Muth erfüllen kann. Und dieser Zauber wird wohl bei den Ringen der schönen Similde auch das Beste gethan haben.

Wittich und Wolfhart aber steckten die Ringe mit Dank an, ohne zu fragen, von wannen sie in den Besitz der edlen Jungfrau gekommen wären, und gewahrten mit Freuden, daß sie wieder sehen konnten wie zuvor.

Fröhlichen Muthes sprangen sie in den Kampf und bahnten sich mitten durch die Schaar der Zwerge einen blutigen Weg zu ihren Gefellen, die mit Freuden die unerwartete Hülfe gewahrten.

Als aber die Riesen sahen, daß zu den drei Helden zwei gleich kühne Recken gekommen waren, sank ihnen der Muth, und sie wären gern ins Freie geflohen; aber die Helden gönnten ihnen die Flucht nicht, sondern nahmen jeder einen von ihnen vor die Klinge und setzten ihnen so furchtbar zu, daß sie endlich Sieg und Leben lassen mußten.

Laurin klagte überlaut und schrie Ach und Weh, daß er Gut und Ehre und sein ganzes Volk von Zwergen und Riesen verloren hätte.

Die siegreichen Helden aber gingen in den Saal, wo sie die schöne Similde fanden, die sie mit freundlichem Dank für ihre treue Hülfe begrüßten.

„Wir sind nun von der Gewalt und Tücke des Zwergkönigs erlöst,“ sagten sie, „denn wir haben ihn so besiegt, daß er uns nimmer wieder bestreiten kann. Mit Freud' und Ehre wollen wir nun heimfahren.“

Als bald beluden sie mit den Kostbarkeiten des hohlen Berges manchen Frachtwagen und machten sich auf die Heimfahrt.

Als sie nach Steiermark unter die breite Linde kamen, von wo Laurin die schöne Similde entführt hatte, seufzte der gefangene Zwergkönig, der nun aus so großer Macht in so tiefe Schande gekommen war.

Dietlieb aber zog mit seiner Schwester und den Helden Dietrich, Hildebrand, Wittich und Wolfhart an seines Vaters Biterolf Hof, der sie mit Freuden empfing, sich auch alle Abenteuer, die sie bestanden hatten, von ihnen erzählen ließ und mit Freuden hörte, wie sie den übermüthigen Zwergkönig gedemüthigt und gefangen hatten.

„Es ist ihm recht geschehen,“ sagte der greise

König Biterolf, „denn wer selbst seinem Rechte Unrecht thut, der hat kein gutes Ende zu erwarten.“

Traurig seufzte Laurin und sagte: „Es ist leider so, und zu meinem schweren Schaden habe ich die Wahrheit eures Spruches erfahren.“

Nach einigen Tagen fröhlicher Bewirthung nahm Dietrich mit seinen Gefellen Urlaub von Biterolf, Dietlieb und Similden, und fuhr hinab nach seiner schönen Stadt Bern an der Etsch, wo Laurin fortan an seinem Hofe den Gaukler spielen und sich vor den Leuten sehen lassen mußte.

Die Rosen seines Gartens, den die Helden zerstampft hatten, sind nicht wieder erstanden, aber die riesigen Steinrosen, die den Gottesgarten der Seiser Alp umringen, leuchten noch heute dem Gebirgswanderer in entzückender Pracht entgegen, und wenn er das geheimnißvolle Walten der Natur über und unter der Erde belauscht, dann gedenkt er der Riesen und Zwerge, mit welchen die Sage unserer Vorfäter das Gebirgsland bevölkerte, und im schönen Lichte der Poesie erblüht von neuem vor seinem geistigen Auge König Laurins Rosengarten.

Graf Arno.

Vallade von Julius Sturm.

Graf Arno schlich beladen mit schwerer Sündenlast,
An Gottes Gnade zweifelnd fand er nicht Ruh noch Rast;
Es war der Kainsstempel, den seine Stirne trug,
Weil er den eignen Bruder in jähem Zorn erschlug.

Auf Sühne sinmend denkt er an seine reichen Aun,
Und spricht: „Ich will ein Kloster von meinem Geld er-
baun,
Und will die Rutte nehmen und will im Bußgewand
Zum heil'gen Grabe pilgern in's ferne Morgenland.“

Und schon ward abgemessen zum Niesenbau der Raum,
Als ihm das Herz bewegte zur Nacht ein sonderer Traum.
Der Heiland trat ihm nahe, nahm sanft ihn bei der Hand
Und führt' ihn ernst und schweigend hinaus in's offne
Land.

An jeder niedern Hütte bleibt still der Meister stehn
Und läßt durch trübe Fenster den reichen Grafen sehn,
Und zeigt ihm, wie der Arme von Sorg und Müß be-
droht,
Und wie so groß der Hunger und wie so klein das Brod.

Dann führt er still ihn weiter bis in die reichste Au,
Wo stolz sich vor dem Grafen erhob ein Niesenbau;
Bis in die Wolken thürmt sich gewaltig Stein auf Stein,
In tausend Fenstern spiegelt sich heller Lichterschein.

Wie brodelt in der Küche so lockend Wild und Fisch,
Wie schäumt im vollen Becher der goldne Wein so frisch!
An denen, die hier wohnen, bemerkt man keine Noth,
Wie wären sonst die Wangen so glatt, so rund und roth?

Da ruft die Morgenglocke, dem Tage weicht die Nacht;
Der Graf reißt sich die Augen und spricht vom Schlaf er-
wacht:

„Das war ein Wink von oben, der Traum kam mir vom
Herrn,
Auf neue Bahnen führt mich ein mahnend heller Stern.“

In froher Eile stellt er den Bau des Klosters ein
Und wandert durch die Hütten und lindert Noth und
Pein. —

Vor seinen Augen strahlte das Kreuz wie nie, so hell
Und in sein Herz ergoß sich der Gnade Segensquell.

Mathias Claudius.

„Der Wandsbeker Bote“.

Von

J. Stieler.

Mit Original-Zeichnungen von C. Altmisch.

„So wieft mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen.“
Goethe.



Wir bringen dießmal unfren jungen Lesern das Lebensbild eines Mannes, der vielleicht Manchem nur dem Namen nach bekannt ist. Wer liest wohl heutzutage noch den alten, schlichten Wandsbeker Boten? Viele seiner einfachen Lieder, manch treffendes Wort von ihm werden noch gesungen und angeführt, aber oft, ohne daß man den Urheber desselben kennt. Und doch gehört Mathias Claudius zu den besten und verdienstvollsten Männern, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gelebt, für das Wohl der Menschheit, für die Ehre ihres Vaterlandes gewirkt haben, und welche dieses denn auch mit Stolz die Seinen nennt. Viel Größeres und Bedeutenderes ist wohl inzwischen in unserer Literatur geleistet worden, als damals möglich gewesen, wo dieselbe erst in ihrer Entfaltung begriffen war; aber nicht jene Leistungen allein, welche der Form nach den Strömungen der Zeit und des Geschmacks unterliegen, sind entscheidend für den Werth des Mannes, sondern der Geist, der sie belebt, das Wollen und Streben des Verfassers. Ehrlicher, opfermuthiger aber war kaum Jemand beflissen, sein Talent zur Veredlung und Beglückung seiner Mitmenschen zu verwerthen, als Mathias Claudius. Er schrieb und dichtete nicht um Ehre und Ruhmes willen, er wollte mit seinem Wiße nicht glänzen, indem er nur Lachen erregte; — die Schwächen seiner Zeit aufzudecken, und die Menschen zu bessern, ihnen jene sittlich-religiöse Ueberzeugung beizubringen, die ihn erfüllte und beglückte, — das betrachtete er als die Aufgabe seines Lebens. Obgleich arm, wies er standhaft die vortheilhaftesten Anerbietungen zurück, die ihm gemacht wurden, für Uebersetzungen von Büchern, die er für gemeinschädlich hielt. „Lieber hungern und frieren, als um vieles Geld das Gift des Unglaubens und der Sittenlosigkeit verbreiten helfen“, erwiderte er mit Entrüstung auf solche Anträge. — So steht denn Claudius wenn auch nicht als Dichter, so doch als Charakter in erster Reihe jener Männer, die vollen Anspruch auf ein ehrendes Andenken in ihrem Vaterlande haben;

und wir wollen ihm folgen auf dem Gange durch ein langes, segensreiches Leben, um ihn näher kennen und schätzen zu lernen.

Mathias Claudius, geboren den 15. August 1740 zu Reinsfeld, einen Marktsteden zwei Meilen von Lübeck, im Fürstenthum Holstein-Plön, war der Sohn eines Predigers, dessen Vater und Großvater ebenfalls dem geistlichen Stande angehört hatten. So wußte denn der kleine Mathias auch nicht anders, als daß er ebenfalls Prediger werden sollte und wollte, und machte schon als kleiner Junge, auf einem Schemel hinter seines Vaters Stuhl stehend, Versuche seine Rednergabe zu erproben. Er besuchte das Gymnasium zu Plön, der Residenzstadt seines kleinen Vaterlandes, und bezog dann im Herbst 1759 die Universität Jena, zugleich mit seinem älteren Bruder Josias, um Theologie zu studiren. Nur zu bald aber zeigte es sich, daß seine zarte Gesundheit für den erwählten Beruf nicht ausreichte. Er bekam Blutspeien, und durfte nicht predigen. „So ging es ihm denn,“ sagt sein Biograph, „wie vor ihm dem frommen Gellert, der aus demselben Grunde auf den geistlichen Stand verzichten mußte, aber dann, — anstatt Lehrer und Prediger einer kleinen Gemeinde, — Lehrer und Prediger für die ganze deutsche Nation geworden ist.“ — Claudius studirte nun Jurisprudenz, betrieb aber nebenbei mit solchem Eifer das Studium nicht nur der alten, sondern auch der neueren Sprachen, daß er, noch ehe er die Universität verließ, außer Griechisch und Latein, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Holländisch, Dänisch und Schwedisch vollkommen verstand und richtig zu schreiben vermochte. Schon während des ersten Jahres seines Aufenthaltes in Jena starb sein Bruder, und Mathias hielt ihm die Grabrede, deren Hauptgedanke „die Betrachtung des Todes“ war — derselbe Gedanke, welcher sich durch Claudius ganzes Leben vom Jünglings- bis zum Greisenalter zog. Nach Vollendung seiner Studien brachte Mathias noch einige Wochen im elterlichen Hause zu und nahm dann die ihm angebotene Stelle eines Sekretärs bei dem Grafen Hollstein in

Kopenhagen an, wohl nicht ahnend, von welchem Einfluß dieser Schritt auf seine geistige Entwicklung und seine ganze Zukunft sein würde. Im Hause des Grafen lernte er den damals hochgefeierten Dichter Klopstock kennen, dessen hohe, großartige Anschauungsweise, sein Enthusiasmus für alles Erhabene, Gott, Tugend und Vaterland, in Claudius jugendlichem Herzen vollen Wiederhall fand. Auch Klopstock fühlte sich zu seinem begeisterten jungen Verehrer mächtig hingezogen, und bald verband, ungeachtet des bedeutenden Unterschiedes von Alter und Stellung, die beiden eine innige, durchs ganze Leben bewährte Freundschaft. Durch Klopstock trat Claudius auch mit den Dichtern Voß, Höltz, den beiden Grafen Stolberg und anderen in nähere Beziehung, und lieferte auf sein Anrathen Beiträge zu dem von Voß herausgegebenen „Göttinger Musenalmanach“. Dieselben fanden so allseitigen Beifall, daß der Verfasser alsbald eine Aufforderung erhielt, sich als Mitarbeiter an dem in Hamburg erscheinenden Blatte „Adresscomptoir-Nachrichten“ zu betheiligen, demzufolge er denn auch im Herbst 1768 dahin übersiedelte. Hamburg war damals nicht nur wegen seines großartigen Handels und Verkehrs, sondern auch in geistiger Beziehung die bedeutendste Stadt Deutschlands. Die bekannte Familie des Buchhändlers Neimarus blieb selbst nach dem Tode des Vaters noch der Mittelpunkt und Sammelplatz aller schönen Geister; der Sohn, ein berühmter Arzt, hatte in unsrem Vaterlande die Erfindung Franklins — den Blitz-Ableiter — eingeführt. — In der Bühne Hamburgs, damals der besten von ganz Deutschland, wirkte Lessing als Dramaturg, und brachte dort seine „Minna von Barnhelm“ und „Emilia Galotti“, sowie auch Shakespeares Stücke in deutscher Uebersetzung zum ersten Mal vor das Publicum. Es war dieß eine ganz neue Welt für unsern Freund Claudius, der sein Entzücken über diese Meisterwerke nicht genugsam auszusprechen vermag. „Mit wahren Jubel“, — schreibt er — „sehe ich diese Stücke immer wieder und wieder!“ — Durch seines Verlegers Bode Vermittlung gelang es ihm mit Lessing in persönlichen Verkehr zu treten, der für seine geistige Entwicklung von wesentlichster Bedeutung war. Mit dankbarer Verehrung hing er an demselben, und erhob, so oft der große Philosoph und Dichter von seinen Gegnern im Leben und selbst noch nach dem Tode angegriffen worden, jedesmal seine Stimme zu dessen Vertheidigung. „Ich habe Hrn. Lessing auch gekannt“; — schreibt er einmal — „ich will mich nicht rühmen, daß der große Mann mein Freund gewesen, — aber ich war und bleibe

der seinige, so lang ich athme.“ Aber auch der große Lessing war wirklich sein Freund; ungeachtet ihrer oft sehr verschiedenen Ansichten, hatte er den bescheidenen, treuherzigen Mann von Herzen lieb gewonnen. Von nicht geringerem Einfluß auf unsres Freundes Wesen und seine Zukunft war seine Bekanntschaft mit Herder, der auf dem Wege nach Cutin, wohin er sich begab um die Stelle eines Hofmeisters und Reisepredigers bei dem jungen Prinzen von Holstein zu übernehmen, im Februar 1770 nach Hamburg kam und mehrere Wochen dort verweilte, in regem Verkehr mit Lessing und seinen Freunden. Herders Persönlichkeit hatte, wie uns auch Goethe berichtet, ungeachtet seiner zeitweiligen Schroffheit, etwas überwältigendes, herzugewinnendes. Gemeinsames Streben, auf religiösem und poetischem Gebiete, erzeugte bald eine auf inniges Verständniß begründete Freundschaft zwischen ihm und Claudius, der sich mit der ganzen Wärme und Hingebung seines treuen Herzens an den neuen Freund angeschlossen, dessen Ueberlegenheit er jederzeit erkannte und bewunderte. Herder schreibt über ihn an Gleim: „Einen wahren Freudentag habe ich mit Claudius gehabt, dem reinsten, besten Menschen, den ich fast gekannt habe; noch nie hab' ich gewünscht mit einem Menschen zusammen zu leben, wie ichs mit Claudius wünsche.“ — Und ein andermal an Merck: „Das Beste, was ich seit meinem ganzen Hiersein neues aus der schönen Litteratur gelesen, sind einige fliegende Blätter von meinem Freund Claudius; ohne Gelehrsamkeit, aber was mehr ist, für gewisse Silberfäden des Herzens, die so selten Jemand zu rühren versteht, wie Er.“

Auch war Claudius „Abendlied“ — das einzige Gedicht eines Zeitgenossen, welches Herder in seine Sammlung „Stimmen der Völker in Liedern“ aufnahm; und zwar mit der ausdrücklichen Bemerkung: „Um zu zeigen, welches Inhaltes die besten Volkslieder sein und bleiben werden.“ — Ein Dichter für das Volk, Allen verständlich, zum Herzen sprechend, das war es ja auch, was Claudius anstrebte.

Wie anregend für seinen Geist und erquickend für sein Gemüth das Zusammenleben mit den Freunden in Hamburg auch war, sah er sich durch Nahrungsvorgen doch leider bald genöthigt, ein anderes Unterkommen zu suchen. Ohne Zögern ging er daher auf das Anerbieten des Buchhändlers Bode ein, die Redaction eines Wochenblattes zu übernehmen, welches dieser unter dem Titel „Der Wandsbeker Bote“ zu gründen im Begriffe stand, und verließ einige Tage vor Neujahr 1771 das glänzende, rauschende Hamburg, um seinen Aufenthalt in dem

eine Stunde davon entfernten Marktleden Wandsbeck zu nehmen, das ihm eine zweite, gar liebe Heimath geworden. Ist ja Claudius doch mit seinem lieben Wandsbeck gleichsam verwachsen, das durch ihn zu dem berühmtesten Marktleden Deutschlands geworden und ihm seinerseits Titel und Beinamen gegeben, unter welchem ihn alle Welt kennt und nennt. Dort fand er denn auch das höchste Glück seines Lebens, seine Gattin Rebecca, ein einfaches Mädchen, die Tochter eines Zimmermanns, die sich jedoch bei vortrefflichen Anlagen gar bald an ihrem Gatten so heranbildete, daß nicht nur Er ihres Lobes voll war, sondern auch der ganze Freundekreis darin übereinstimmte. Poß und seine Gattin, Klopstock,

wurde später den Werken von Claudius jedesmal beigelegt. — Als Einleitung und Programm diente ein humoristisches Gedicht, dem wir zur Probe hier einige Zeilen entnehmen:

„Ich bin ein Bote, und nicht mehr;
Was man mir gibt, das bring ich her,
Gelehrte und polit'ische Mähr;

— — — — —
Von Zank, Erfindungen und Lehr,
Von klein Verdienst und großer Ehr
Von groß Verdienst und kleiner Ehr
Und tausend solchen Sachen mehr,
Die sich begeben ohngefähr
Und alle anzuführen schwer. &c.

Selbst Herder und Goethe lieferten Beiträge



Herder, Jacobi, die beiden Grafen Stolberg schildern sie in ihren Briefen als eine der liebenswürdigsten und vortrefflichsten Frauen, fromm, anspruchslos, dabei klug und voll heiteren Lebensmuthes und von überaus anmuthigem Aeußern. Häufig kamen die Freunde von dem benachbarten Hamburg herüber und brachten vergnügte Tage und Abende in dem bescheidenen Heim des jungen Paares zu, oft als Gäste des höchst einfachen Mahles. Claudius wußte Allem eine heitere Seite abzugewinnen. „Das Große und Viele thuts nicht allein,“ pflegte er zu sagen; „wenn das die Leute nur recht wüßten, dann wäre ein gut Theil Ach und Weh! weniger in der Welt.“

Am 1. Januar 1771 erschien die erste Nummer der neuen Wochenschrift, auf schlechtes, graues Papier, wie man es damals kaum anders kannte — gedruckt. Als Vignette, die Cule auf einem Hut sitzend, und auf dem Rand desselben qualende Frösche — dieselbe

für den „Boten“, dennoch erfüllten sich die auf das Unternehmen gesetzten Hoffnungen nicht. Der Ertrag blieb hinter den bescheidensten Erwartungen zurück und reichte auch bei der größtmöglichen Sparsamkeit nicht mehr aus, besonders als die Familie sich vergrößerte und ein Töchterchen zur Freude der Eltern das Licht der Welt erblickte. Herder und seine Gattin waren Pathen, und an sie wandte sich nun Claudius um Hilfe in der Noth. Unermülich, aber dennoch lange vergeblich, bemühte sich Herder den Freund von Nahrungsvorgen zu erlösen. Nach verschiedenen mißglückten Versuchen schreibt er endlich dem stets hilfreichen, treuen Retter „hungernder Dichter“, dem alten Freund Gleim in Halberstadt: „Claudius ist noch immer unverforgt, und darbt; ich Klopse für ihn bei Ihnen an, mich dünkt, Sie könnten ihm helfen, und wollen es gewiß. Er ist der beste, lauterste Mensch unter der Sonne; er

besitzt eine wahrhaft seltene Kenntniß nicht nur der alten, sondern aller lebenden Sprachen, — und muß darben! Eine Sekretärs- oder unschuldige Rechnungsführerstelle wäre hinreichend; nur keine solche, wo Staatslügen oder glänzender Betrug mit verbunden sind!“ —

In jene sorgenschweren Tage fiel auch der Tod seines Vaters. In schlichten aber tiefempfundnen Worten beklagt er seinen Verlust. Wie oft sind dieselben bei ähnlichen Gelegenheiten wiederholt worden:

— Ach sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr! — —
Tränkte mir von Segen, dieser Mann —
Wie ein Stern aus bessern Welten. —
Und ich kanns ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan! &c.

Claudius bewarb sich nun um eine Stelle in Reinfeld, wo seine alte Mutter noch lebte; aber auch dieser Versuch blieb, wie ein zweiter, um dessentwillen er mit und auf Kosten seines Freundes Leopold Stolberg eine Reise nach Berlin unternahm, gänzlich erfolglos.

Endlich, im Sommer 1773 meldete ihm Herder hocherfreut seine bevorstehende Ernennung zum Ober-Landescommissarius in Darmstadt mit 800 fl. Gehalt durch den Präsidenten Carl von Moser. Während und komisch zugleich ist der Humor und die Kindlichkeit, womit Claudius sich gegen den Freund ausspricht, über die „hechtönende“ Stellung, zu welcher er zu seinem eignen Erstaunen tauglich sein soll, und der er nun halb freudig, halb zaghaft entgegen geht. „Ihr habt mich gewaltig überrascht, Freund Herder,“ schreibt er, „aber ich weiß nicht, was ein Ober-Landescommissär eigentlich zu thun hat. Ich kann rechnen und schreiben, weiß von Staats- und Völkerrecht etwas, aber nicht mehr viel, bin mehrerer Sprachen mächtig, finde mich leicht in Alles, arbeite schnell, bin ehrlich und lasse mich nicht bestechen. Wenn ich nun mit diesem Wissen und Nichtwissen Ober-Landescommissär werden kann, so erkenne ich es mit Dank, daß der Herr Präsident mich dazu machen will.“

Die Ernennung erfolgte in Kurzem, und Anfang April 1776 trat die Familie im selbstgekauften Wagen die Reise nach Darmstadt an. In Bückeburg blieben sie sieben Tage bei Herder, der sich inzwischen mit Caroline Flachsland verheirathet hatte, und langten am 16. April in ihrem neuen Bestimmungsorte an, wo sie von den Verwandten Herders aufs Herzlichste empfangen wurden. Diese „Landescommissarion“ war die Schöpfung des Präsidenten Carl von Moser, eines geistreichen und äußerst wohl-

wollenden Mannes, und ihr Zweck den vielen bestehenden Uebelständen abzuheben und Reformen zu Gunsten des schwer bedrängten Volkes anzubahnen und auszuführen. Aufrichtige Menschenliebe sollte die Triebfeder des ganzen Unternehmens sein, und zu gegenseitigem Opfermuth stimmen. Hätten redlicher Wille und ein warmes theilnehmendes Herz zur Durchführung ausgereicht, so wäre gewiß kein besser geeigneter Mitarbeiter zu finden gewesen, als unser Freund Claudius. Auch wurde er bald zum Hauptexpeditor der Commission, und überdieß zum Redacteur der hessischen Landeszeitung ernannt, die als amtliches Organ denselben Zwecken dienen sollte. „Jeder vor das gemeine, besondere Beste des Landes empfindsame gute Bürger wird aufgefordert zu fleißiger Erstattung von Berichten“ lautet die amtliche Ausschreibung. Es sollten darin Glück- und Unglücks- so wie Todesfälle bekannter Persönlichkeiten angezeigt, über den Stand der Saaten u. dgl. berichtet — besonders aber edle Handlungen, als: Proben von Duldung, Verjöhnlichkeit, Uneigennützigkeit, Mildthätigkeit u. s. w. kund gegeben werden. — Eine Spalte war den großen Weltbegebenheiten vorbehalten, und ein „Winkelfchen“ für Poesie und Humor, wo unter der Maske des „alten Invaliden Görgel“ nicht schwer der Wandsbecker Bote zu erkennen war. —

Das Leben in Darmstadt, welches damals kaum ein Drittel seiner gegenwärtigen Einwohnerzahl aufweisen, und weder das große Hamburg noch das kleine Wandsbeck ersetzen konnte, weder Stadt noch Land war, — bot wenig Erfreuliches. Der Landgraf lebte in Pirmasens, seine geistreiche Gemahlin, die Freundin Friedrichs des Großen und eifrige Verehrerin Klopstocks, war schon 1774 gestorben. Das Städtchen selbst mit seinen krummen, winklichen Gassen war von einem Sandmeer umgeben, welches erst später durch die Kunst in reizende Anlagen umgeschaffen wurde.

Indessen fehlte es nicht an interessanten Persönlichkeiten, welche Claudius bei den Verwandten Herders traf; darunter Georg Schlosser, Goethes nachmaliger Schwager, und sein oft genannter Freund Merck, welcher den eigentlichen Mittelpunkt des geistreichen Zirkels bildete. Dazu die Nähe Frankfurts, wo zwar Goethe, der wenige Monate vorher nach Weimar übergesiedelt war, nicht mehr selbst weilte, aber die Erinnerung an ihn, und der Einfluß, den er geübt, sich noch lebhaft fühlbar machten. Georg Schlosser, ein Mann von klarem Verstand, feltner Herzensgüte, Offenheit und Pflichttreue, dabei mit Claudius in politischen und religiösen Ansichten über-

einstimmend, war derjenige, zu welchem allein der treuherzige Wandsbecker Bote sich unbedingt hingezogen fühlte. —

Dieser rheinische Dichterkreis, über den sein leuchtender Stern, Goethe, auch noch aus der Ferne Licht und Glanz verbreitete, — mit seinem übersprudelnden Leben, war so verschieden von jenem nord-

Krankheit, die längere Zeit das Schlimmste befürchten ließ, endlich wieder genas, da war sein Entschluß gefaßt, — er legte seine Stelle nieder und kehrte nach seinem lieben Wandsbeck zurück. Zu seiner großen Freude gründeten sich auch Heinrich Voss mit seiner jungen Gattin, die sich bald innig mit Frau Rebecca befreundete, dort eine bleibende Häuslichkeit.



deutschen, dessen Vorbild und Mittelpunkt der ernste, fromme Klopstock gewesen und geblieben, daß Claudius sich bei allem Interesse für ihn doch nicht heimisch darin fühlen konnte. So überkam ihn denn auch, nachdem der Reiz der Neuheit verschwunden war, die Sehnsucht nach seiner stillen, nordischen Heimat, wozu Verdrießlichkeiten im Amte und Enttäuschungen über das Gelingen des Unternehmens noch beitrugen. Und als er nach einer schweren

— Aus dieser Zeit stammt sein Gedicht: „An Freund Hain“, welches der geniale Kupferstecher Chodowicki illustriert hat, wo der Tod (Hain) mit Stundenglas und Sense sich über den Kranken neigt, der Arzt forteilt und Frau Rebecca verzweifeln die Hände ringt.

„Doch guter Hain, darfst du vorüber,
So geh' und laß mich noch!“ zc.

(Schluß folgt.)

Augustbild. Von Emanuel Geibel.

(Nach François Coppee.)



en grüner Wildniß eingeschlossen
Das Plätzchen kennst du, wo am Teich
In üpp'ger Freiheit überreich
Maßlieb und Glockenblume sprossen.

Verborgten dort im Buschgewirr
Seh' ich beim Strahl der Mittagsfenne
Den Vöglein zu, wie sie voll Wonne
Ins Bad sich tauchen mit Geschwirr.

Dann, wie lebend'ge Funken, springen
Sie glitzernd aus der Flut in's Gras,
Und im Entflattern tropft das Raß
Demanten gleich von ihren Schwingen.

Doch mir, der so viel Leid gesehn,
Will fast in Reid das Herz entbrennen,
Um sie, die nichts vom Leben kennen
Als froh sein, Singen und Bergehn.

Prinzessin Sonnenscheinchen.

Ein Märchen.

Von

O. v. Leixner.

Original-Zeichnungen von Ludwig Burger.



Lange Zeit ist es her, da lebte in Deutschland ein König, der einen einzigen Sohn hatte. Er war ein rauher Mann, der nur an Jagd und Krieg Gefallen fand. Sein Kind war hingegen ganz das Ebenbild der verstorbenen Mutter, einer milden, sanften Frau. Der Knabe konnte die Todte nicht vergessen. Da begab es sich, daß er in unheilbare Trauer versiel. Die besten Aerzte des Landes wurden zusammengerufen und sprachen lateinisch, hielten die großen Stöcke an ihre Nasen und schüttelten die gelehrten Köpfe. Trotzdem sie den Puls des Prinzen befühlten und seine Zunge besahen, konnten sie keine Zeichen einer Krankheit finden, und so sagten sie denn, er leide an schwerem Blut und müsse aufgeheitert werden. Der König entließ sie wieder reich beschenkt, und war so klug als zuvor. Da rief er seinen obersten Rath zu sich, einen sehr alten Mann, den man im ganzen Reiche für sehr weise hielt. Und der sprach also: „Herr und König! Ich glaube dem Prinzen fehlt es an Beschäftigung. Er soll Künste und Wissenschaft treiben, soll nach den Sternen sehen, und soll malen und musiciren, das wird ihn wieder gesund machen, denn die Arbeit ist das beste Heilmittel für ein krankes Herz.“

Der König würde lieber gewollt haben, daß der Prinz mit ihm in den Krieg gezogen wäre, aber er folgte den Worten des Raths und ließ den Sohn unterrichten.

Man erbaute einen großen Thurm und stellte Fernröhre darin auf, durch die man die großen und kleinen Sterne sehen konnte, so klar, daß man Alles unterschied, was oben vorging. Und auch ein gelehrter Sternseher war da, der den Prinzen in allem unterrichtete, ebenso ein geschickter Maler. Und der Prinz war sehr klug und anständig, und lernte die Sterne benennen und war bald ein guter Maler und Geigenspieler. Aber traurig blieb er doch, denn wenn er Nachts von dem Thurme nach den Sternen sah, so dachte er immer daran, auf welchem wohl seine Mutter die Königin sein möge. Das erste

Bild, das er fertig machte, war auch das der lieben Todten, und es war so ähnlich, daß er davor in Thränen ausbrach und noch viel trauriger wurde als zuvor. Der König schalt ihn darüber aus und wurde sehr böse, aber das half nichts.

Da geschah es, daß der Prinz einmal in dem großen Garten des Schlosses sich allein erging und dann auf einer stillen Stelle unter einem großen Eichbaum ausruhte. Er dachte nach, wie er so allein lebe, ohne einen lieben Freund, wie alle sich vor ihm mit großer Ehrfurcht verneigten, aber wie kein Mensch ihn so recht vom Herzen liebe. Und das fiel ihm nun schwer auf die Brust und über den trüben Gedanken schlief er ein. Da hatte er einen seltsamen Traum. Er ging zwischen lauter Felsen auf einem weiten, öden Feld. Es war rings um ihn Nacht, und nur manchmal zuckte ein fahles Licht über die großen Gesteine. Der Weg führte immer tiefer in eine Schlucht, die von zwei hohen Felswänden gebildet war. Da wurde es dem Prinzen unheimlich, er wollte umkehren, fand aber den Weg nicht. Auf einmal steht vor ihm ein kleiner erwachsener Zwerg, mit einem langen weißen Bart und gar freundlichen Augen; in der Hand hielt er ein Lämpchen.

„Komm mit mir!“ sagte er. Und der Knabe folgte ihm. Sie traten in eine enge Fels-Spalte, die sich zu einem langen Gange erweiterte. Es wurde heller und immer heller, und auf einmal standen sie in einem großen Saale, dessen Wände glänzten, als wären sie aus lauter Edelsteinen. Und in dem Saale waren viele, viele Zwerge, und in der Mitte saß auf einem goldenen Throne eine Jungfrau mit langen blonden Haaren und blauen Augen, die freundlich und gütig schimmerten. Der alte Zwerg führte den Prinzen bis zu ihr.

„Was suchst du hier?“ frug die Jungfrau den Fürstenson. „Nichts,“ sagte er; „ich habe mich nur verirrt.“ „Du hast also nichts Böses vor, wie viele andre Menschen?“ frug sie wieder. „Nein“ antwortete der Prinz. „Gut!“ sagte die Fee, „dann will ich dir ein Geschenk geben. Aber zuerst mußt du mir eine Frage beantworten. Was hältst du für das größte Glück?“ frug sie weiter und sah ihn an.

Der Prinz bedachte sich nicht lange und sagte: „Das größte Glück ist es, einen Menschen zu haben, der uns recht lieb hat.“

Da streichelte die Fee den Kopf des Knaben und wies mit der Hand in ihren Schooß. Und darin lagen wunderbare große Diamanten und andere edle Steine, und jeder glänzte, als wäre darin ein Stern eingeschlossen. „Wähle dir einen!“



sagte sie. Der Prinz wußte nicht, welchen der kostbaren Steine er nehmen sollte. Da flüsterte ihm der Zwerg, der ihn geführt hatte, zu: „Nimm die zwei kleinen blauen Perlen!“ Er

gehörchte und dankte der gütigen Fee. Auf einmal ertönte ein Donnerschlag — Fee, Zwerg, Saal, Alles war verschwunden und der Prinz sah sich wieder zwischen den Felsen. Vor ihm schwebte ein schönes Mädchen, als zeige sie ihm den Weg. Und richtig, sie gelangten auf einen Berg, von dem man auf das Schloß hinuntersehen konnte. Da wendete sich die Führerin um, und der Prinz erblickte ein wunderschönes Gesicht, so lieb und gut, wie er es noch nie gesehen hatte, und die Augen waren so blau, wie die zwei Perlen, die er zum Geschenk erhalten hatte. Er griff in die Tasche, aber sie waren fort. Da wollte er das Mädchen fassen; aber plötzlich verschwand sie und

er wachte aus dem Traume auf. Trotzdem glaubte er noch immer das schöne Mädchen mit den blauen Augen zu sehen, so lebhaft hatte er geträumt. Seit dieser Zeit erfasste den Prinzen eine noch größere Sehnsucht nach einem Menschen, den er recht vom Herzen lieben könnte. Eines Tages erzählte er dem alten Rath seines Vaters den seltsamen Traum, den er gehabt hatte. Dieser berief einen berühmten Traumdeuter an den Hof, und auch diesem mußte der Prinz den Traum erzählen. Da sagte derselbe: „Hoher Prinz, das Mädchen, das die blauen Augen hatte, bedeutet deine künftige Frau, die dich sehr lieb haben wird. Gehe auf Reisen und suche sie, aber verkleide dich als armen Spielmann. Denn sieh, wenn du mit allem Glanz als Königssohn kämest, würde jede sagen: „Ich habe dich lieb“, weil sie weiß, daß du sie zur Königin machen wirst. Wenn sie aber den armen Spielmann lieb hat, so liebt sie ihn wirklich und wird ihm gerne folgen, wohin er geht.“ Da sagte der Prinz: „Ich danke dir — ich werde es so machen, wie du sagst“, und er beschenkte den Traumdeuter.

Dann ging er zu seinem Vater und bat den, er möge ihn reisen lassen. Der König erlaubte es. So zog der Prinz aus, als Geiger gekleidet, um sein Glück zu suchen.

Er hatte viel von dem herrlichen Lande Italien gehört und daß dort gar schöne Frauen sein sollen, und so zog er über die Alpen bis nach Venedig, denn er hatte in seinem Ränzlein viele Goldstücke, damit er nicht Noth leide. Aber wohin er kam, und wie viel schöne Frauen er auch sah, die treuen blauen Augen konnte er nicht entdecken. Da zog er wieder über die Alpen in das deutsche Land.

Nun begab es sich, daß er in eine große Stadt gelangte. Alle Straßen waren voll Menschen und die Häuser mit Blumen geschmückt. Der Prinz wunderte sich und frug einen Bürgermann, was das bedeute. Dieser machte ein gar erstauntes Gesicht. „Du mußt wohl sehr weit herkommen, daß du das nicht weißt. Unsre Königstochter hat heute Hochzeit. Komm mit mir, ich will dich auf einen Ort führen, wo du den ganzen Zug sehen kannst.“ Er führte ihn in sein eigenes Haus und an ein Erkerfenster, und der Prinz blickte hinaus. Da nahte auch schon der Zug, an dessen Spitze die Musikanten, dann Soldaten mit Fahnen, und Edelleute in glänzenden Kleidern mit wallenden Federn auf den Hüten. Daran schlossen sich die Wagen; in dem ersten, der über und über vergoldet war, saßen die jungen Brautleute und der König, im zweiten die

Gespielinnen der Prinzessin, und unter ihnen eine mit blondem Haar, das wie ein goldener Mantel von ihrem Scheitel fiel, und mit Augen, die so blau waren, wie der Prinz es im Traume gesehen hatte. Da frug er den Bürgersmann, wer das sei. „Das ist Prinzess Sonnenschein, die liebste Freundin der Königstochter,“ belehrte ihn dieser.

In der nächsten Nacht konnte er nicht schlafen, denn er mußte immer an das Sonnenscheinprinzesschen denken. Am Morgen zog er vor das Königsschloß, wo sie wohnte, und begann auf seiner Geige ein Lied zu spielen, das recht traurig klang. Die Prinzessin sandte einen Diener, der den Spielmann hinaufholen sollte. So betrat er das Gemach der Prinzessin, und sah jetzt erst recht, daß sie ganz aussehe, wie das Mädchen im Traume. Sie sagte zu ihm: „Woher kommst du, fremder Spielmann?“

„Aus dem Süden, aus Venedig,“ antwortete er.

„Wer hat dich das schöne traurige Lied gelehrt?“ frug sie weiter.

„Niemand,“ entgegnete er, „das habe ich selbst gemacht.“

„Warum aber bist du so traurig?“ sprach das Prinzesschen.

„Weil ich Niemanden auf Erden weiß, den ich lieb haben kann,“ sagte er. Da seufzte sie und tröstete ihn dann, auch sie werde jetzt allein sein, da ihre beste Freundin fortreise in ein andres fremdes Königreich. Der Spielmann möge nur täglich kommen, um sie mit heiteren Weisen zu erfreuen.

Da kam der Prinz täglich, und täglich wurden seine Lieder froher. Da frug ihn das Sonnenscheinprinzesschen, weshalb er nicht mehr so traurig sei. Er antwortete ihr, daß er jetzt Jemand auf Erden wisse, den er vom ganzen Herzen lieb habe.

„Wer ist das?“ frug sie.

„Du selbst!“ sagte er. „Aber ich bin nur ein armer Spielmann, und so kann ich wohl nicht hoffen, daß du mich jemals lieb haben wirst.“

„Ich habe dich auch sehr lieb,“ antwortete sie, und küßte ihn auf die Stirne. Da lachte er vor Freunden auf und spielte dann auf seiner Geige lauter lustige Weisen; jetzt war er ja selbst glücklich.

Den andern Tag trat er vor das Sonnenscheinprinzesschen und sagte ihr: „Ich werde dich verlassen müssen, denn ich soll nach Hause kommen. Das ist gar weit von hier. Möchtest du nicht mit mir gehn?“

„Wie soll ich das machen, lieber Spielmann?“ frug sie.

„Werde meine Frau!“ antwortete er. „Wohl bin ich nur ein armer Geiger, aber ich habe dich

von Herzen lieb. Ich werde für dich arbeiten, spielen und singen, und was ich verdiene, wird schon genug sein, um uns vor Hunger, Durst und Kälte zu schützen.“

„Hast du einen schönen Palast zu Hause?“ frug sie.

„Nein, nur ein kleines Häuschen!“ sagte der Prinz.

„Und du hast keinen Wagen und keine Pferde, keine Diener!“ rief sie aus. „Nein, liebes Sonnenscheinprinzesschen, ich habe keinen Wagen, keine Pferde und keine Diener,“ sprach er. „Ich gehe frisch auf Schusters Klappen, und bediene mich selbst; dich aber werde ich auf meinen starken Armen tragen, wenn du müde bist, und ich werde dir helfen bei der Arbeit, wenn du zu Hause kochst und wäschst! Abends aber werde ich bei dir sitzen im kleinen Gärtchen, werde dir lustige Lieder spielen und dir Blumen bringen und dich lieb haben, wie dich nicht einmal dein Vater und deine Mutter lieb gehabt haben. Wir werden so glücklich sein, wie Menschen glücklich sein können.“

Das Prinzesschen lachte; dann aber wurde sie traurig und sprach so zu ihm:

„Lieber Spielmann, ich kann nicht kochen, ich kann nicht waschen, dazu sind meine Händchen zu fein. Und in einer kleinen Hütte kann ich nicht wohnen, denn ich bin in einem großen Schloß aufgewachsen, wo viele Diener auf jeden Wink Acht gegeben und mich in seidene und goldene Gewänder gekleidet haben. Ich würde auch nicht mit dir zu Fuße gehen können, denn das bin ich nicht gewohnt.“

„So läßt du mich also allein fortgehen?“ frug der verkleidete Prinz und dachte sich: „Die liebt Kleider, Pferde und Diener mehr als dich, den sie für einen armen Spielmann hält.“

Da setzte er sich hin und war recht traurig; dann sagte er: „Du hast mich nicht lieb, sonst würdest du mit mir gehen.“

Sie küßte ihn und sagte weinend: „O ja, ich liebe dich sehr!“

„Gut,“ sprach der Prinz. „Ich will heute vor meinem kleinen Häuschen unter dem Schlosse auf dich bis spät Abends warten, bis der Mond aufgeht. Wenn du kommst, so liebste du mich wirklich und gehst mit mir. Wenn du aber nicht kommst, dann weiß ich, daß du mich nicht gern hast, und da werde ich traurig und allein heim wandern.“

Er küßte sie und ging fort.

Als es Abend geworden war, setzte er sich vor das kleine Häuschen, wo er in der fremden Stadt wohnte, auf eine Bank, legte seine Geige und sein

Bündelchen vor sich hin und schaute nach den Fenstern des Sonnenscheinprinzesschens, die hell erleuchtet waren. So verging die Zeit und es wurde dunkel, ein Sternchen nach dem andern stellte sich am Himmel in Reih und Glied und blinzelte auf die Erde hinunter. Aber sie kam nicht. Jetzt wurden oben im Schlosse die Lichter ausgelöscht. „Jetzt geht sie schlafen,“ dachte der Prinz „und hat dich wohl vergessen;“ da rannen ihm zwei schwere Thränen aus den Augen. In demselben Augenblicke stieg der Mond an dem Himmel auf — und zugleich rauschte es vor dem Spielmann. Wie er die Augen aufschlug, sah er vor sich im kurzen leinenen Kleidchen das Sonnenscheinprinzesschen stehen; in dem goldenen Haar spielten die Mondstrahlen Verstecken und die blauen Augen glänzten. „Hier bin ich,“ sagte sie, „ich will mit dir gehen bis an das Ende der Welt. Du bist mir lieber als aller Reichtum. Ich will gern für dich arbeiten und kochen und waschen!“

Da sprang der Prinz auf, und küßte Sonnenscheinchen und war überglücklich, und Beide gingen miteinander manchen Tag. Und wenn die Nacht kam, suchte der Spielmann einen weichen Platz im Walde, wo sein Prinzesschen gut schlafen konnte. Wenn in der Nähe eine Quelle laut rauschte, sagte zu ihr der Spielmann: „Liebe Quelle, mach' keinen solchen Lärm, sonst kann sie nicht schlafen.“ Da glitten die freundlichen Wellen ganz still über die glänzenden Kiesel.

Wenn ein Vöglein Nachts zu singen begann, sagte der Spielmann: „Liebes Vögelchen, bitte, sei ruhig, sonst kann Sonnenscheinchen nicht schlafen.“ Da nickte der Vogel, ward still, und sah mit seinen klugen Augen auf die beiden Menschenkinder, bis auch er müde wurde und einschlief.

So kamen die beiden Wanderer endlich in die schöne Stadt, die dem Vater des Prinzen angehörte. Sonnenscheinchen bewunderte das stolze Königsschloß, das noch viel schöner war, als sie je eines gesehen. An der großen Pforte blieb der Prinz stehen und ging hinein, um den Schlüssel zu seinem Häuschen zu holen, Sonnenscheinchen aber mußte draußen warten.

Der Prinz ging zu dem Rathe seines Vaters und sagte ihm, daß er sein Glück gefunden hätte, nemlich einen Menschen, der ihn liebe, obwohl er ihn für arm halte. Dann ging er zum Vater, erzählte ihm alles und bat ihn, er möge ihm ein kleines Häuschen mit einem Gärtchen geben, damit er Sonnenscheinchen hinein führen könne. Der König gewährte seinen Wunsch und gab ihm den Schlüssel zu dem kleinen Haus. Da stieg der Prinz wieder hinunter zu der Prinzessin und ging mit ihr in das kleine

Haus. Alles war beschränkt, aber in schönster Ordnung, in der Küche glänzten die Geschirre aus Kupfer und Thon wie neu, in der Wohnstube war es freundlich und hell.

Da sagte der Prinz: „Jetzt lasse ich dich allein, denn ich muß mich nach einem Verdienst umsehen. Du kannst mir indessen eine Mahlzeit zubereiten, denn ich habe Hunger. In der Küche ist alles was du brauchst.“



Er küßte sein Weib und ging weg. Da stand sie nun in der Küche. Sie öffnete die Laden des Küchenschrankes, in welchem Zucker, Mehl, Reis, getrocknete Früchte und alles mögliche waren. Aber da sie niemals kochen gelernt hatte, wußte sie nicht, was sie mit den schönen Sachen anfangen sollte, und so wurde sie recht traurig, setzte sich hin und weinte. Da auf einmal stand vor ihr eine Fee, dieselbe, die wir schon kennen, in langem weißen Gewande, und blickte sie mit ihren liebevollen Augen an. „Warum weinst du, Sonnenscheinchen?“ frug dieselbe.

Das Prinzesschen trocknete sich schnell die Augen mit ihrer Schürze, dann sagte sie: „Liebe Fee, ich soll für meinem Mann eine Mahlzeit bereiten und ich kann nicht kochen.“

Die Fee streichelte ihr tröstend die feuchten Wangen und sagte dann:

„Sei nur wieder froh, ich werde dich alles lehren, du mußt nur recht Acht geben auf alles, was ich mache.“

Da war Sonnenscheinchen wieder froh und glücklich. Die Fee aber zeigte ihr, wie sie das Feuer anzumachen müsse; dann nahm sie Mehl in einen Topf und goß Milch dazu und rührte Eier mit hinein, kurz sie lehrte die Prinzessin kochen. Diese aber half ihr dabei und verstand alles schnell, so daß die Fee mit ihr zufrieden war. Als die Zeit nahte, wo der Prinz zurückkommen sollte, stand im Wohnzimmer das Essen bereit. Da dankte Sonnenscheinchen der Fee und sprach: „Was soll ich sagen, wenn mein Mann fragt, wer das alles zubereitet hat?“ „Sage ihm,“ antwortete die Fee: „ich habe dir geholfen und dich alles gelehrt.“

„Wie heißt du denn, liebe Fee?“ frug Sonnenscheinchen.

„Ich heiße Liebe,“ sprach die Fee und verschwand.“

Als der Prinz heimkehrte und gegessen hatte, freute er sich der trefflichen Speisen. „Wer hat dich denn das gelehrt?“ frug er. „Die Liebe,“ antwortete Sonnenscheinchen.

So lebten die beiden glücklich mehrere Wochen in dem kleinen Häuschen und Sonnenscheinchen arbeitete, und wollte sie Rath haben, wenn sie etwas nicht machen konnte, so rief sie die Fee Liebe, die alles verstand. Da kam der Weihnachtstag. Die Prinzessin wußte nicht, was sie ihrem Manne geben sollte, und wurde traurig, der aber tröstete sie. Gegen Abend wurde sie sehr müde, denn der Prinz hatte ihr, ohne daß sie etwas davon merkte, einen Schlaftrunk gegeben, und so schlief sie fest ein.

Da rief der Prinz Diener herbei und diese legten Sonnenscheinchen auf eine Bahre und trugen sie hinauf in das Königsschloß. Dort wurde sie von Frauen in kostbare Gewänder gekleidet, ohne daß sie etwas fühlte, dann trug man sie in einen großen prächtigen Saal und legte sie auf ein Ruhebett. In dem Saale saß auf einem Thron der König, und links von ihm auf einem niedrigeren Stuhl der Prinz; rechts stand auch ein gleicher Stuhl, der aber noch leer war. Hinter dem Throne standen die Edelleute und Frauen des Hofes in glänzenden Gewändern und schauten neugierig nach dem schlafenden Son-

nenscheinchen, die neben einem großen Christbaum ruhte, auf dem tausend Lichter brannten. Unter ihm lag auf einen rothsamtenenen Polster eine kleine goldene Krone.

Da sagte der König: „Mein Sohn wecke das Sonnenscheinchen!“ Der Prinz stieg schnell die Stufen hinunter und eilte zu dem Ruhebett, wo er die Schlafende auf die Lippen küßte. Da athmete sie schwer — schlug die Augen auf, aber schloß sie wieder, denn der Glanz der Lichter blendete sie. Jetzt ertönte eine leise Musik, die allmählich stärker wurde, so daß Sonnenscheinchen sich halb aufhob. Da sah sie vor sich den Prinzen in fürstlicher Tracht auf den Knien; sie reichte ihm die Hand und sagte: „Sieh, was für ein schöner Traum das ist!“ Der Prinz antwortete: „Das ist kein Traum, es ist Wahrheit!“ Und nun erzählte er ihr, daß er der Sohn des Königs sei und sie nur habe prüfen wollen, ob sie ihn liebe. Dann nahm er die Krone und setzte sie dem Sonnenscheinchen auf das Haar, das noch mehr glänzte als das Gold, und führte sie zu seinem Vater, dem König. Die Edelleute flüsterten alle: „Wie schön ist die Prinzessin!“ die Frauen sagten auch dasselbe, jede aber dachte sich im Innern, sie sei doch schöner. Der König stieg vom Throne nieder, und drückte das Sonnenscheinchen an die Brust, denn auch ihm gefiel sie sehr. Das Sonnenscheinchen war ganz wortlos und drückte nur immer die Hand des Prinzen und lächelte ihm zu. Als sie sich zur Rechten des Thrones gesetzt hatte, schritten die Herren und Damen des Hofes an ihr vorüber und ein Kämmerling mit einem goldenen Stabe nannte die Namen der einzelnen, und alle verbeugten sich tief vor der Prinzessin, die ihnen stets freundlich zunickte.

Nachdem alle vorgestellt waren, zogen sie in einen Saal, wo eine große Tafel gedeckt war, und aßen und tranken.

Als sie allein waren, sprach der Prinz zu Sonnenscheinchen: „Bist du jetzt glücklich?“

Sie aber antwortete: „Ich habe ja gar nicht glücklicher werden können. Das größte Glück ist es, einen Menschen zu haben, der uns von ganzem Herzen lieb hat, wie du mich!“ „Ja“ sagte der Prinz, „das ist wahr. Wir wollen uns stets so lieb haben.“

Sie aber kniete vor ein Bild der Mutter Gottes und dankte dem Himmel für ihr Glück.



Rügen.

Von Georg Lang.

Original-Zeichnungen von Friedrich Preller und N. Schuster.



In dreierlei Gestalt tritt sie dir entgegen, die schöne Insel. Hier ist sie eine kühne Fischerin, und ihre Fahrzeuge tummeln sich auf der Meeresfluth; da grüßt sie dich als ein schmuckes Landmädchen mit Sense und Sichel. Dort aber ruht sie auf erhabenem Sitze, eine andachtsvolle Jungfrau, und ihr Auge schweift über die unendliche See, während der Saum ihres weißen, faltenreichen Gewandes von den Fluthen bespült wird. —

Lange schon standen wir auf dem Verdeck des Dampfers, der uns von Schwedens Küste nach Stralsund tragen sollte, und schauten nach Süden, um Land zu erspähen. Da hob sich allmählich in blauer Ferne eine dunkle Linie vom Horizont ab und der freundliche Kapitän rief uns zu: „Dort haben Sie nun Rügen!“ Mit jeder Minute wurde die Linie deutlicher und länger; aber Erhöhungen ließ sie uns nicht gewahren; näherten wir uns doch der nordwestlichen Seite Rügens, deren Ufer flach und niedrig sind, während die Ostseite sich bis zu mehreren hundert Fuß über das Meer erhebt.

Bald trennte sich westlich von Rügen die langgestreckte schmale Insel Hiddensee ab, und unser Schiff nahm zwischen beiden Inseln seinen Weg. Diese Fahrstraße, die sich mitunter bis zu $\frac{3}{4}$ Meilen ausdehnen mag, ist gleichwohl so leicht, daß unser Dampfer mit größter Vorsicht dem schmalen Wege folgen mußte, den ihm Bojen (am Grund verankerte schwimmende Tonnen) und andere Warnungszeichen vorschrieben. Mehr als Rügen interessirte uns nun Hiddensee, dessen nördlicher Theil sich in stattlichen Hügeln über die Wasserfläche erhebt, während der südliche so tief liegt, daß die Fischerhäuschen wie in die Meeresfluth gebaut erscheinen.

„Wie beengend ist es für uns Binnenländer, wenn das Meer so nah an die Schwelle der Wohnung herantritt wie hier!“ meinte ich zum Kapitän gewendet.

„Wenn es so nah herantritt wie hier, dann ist es auch für uns beängstigend. Denken Sie sich die verzweifelte Lage der armen Fischer, als im Jahre 1872 die Sturmfluth ihre Wogen über die ganze Insel mit Ausnahme des nördlichen Theils, auf

dem eine Klosterruine steht, wälzte! Ohne Mühe können sie gewahren, daß sich das Meer durch die Mitte der Insel einen Weg gebahnt hat, den es nicht mehr aufgeben will. Nun haben sich die bedrohten Fischer an den Kaiser gewandt mit der Bitte, daß sie auf dem höher liegenden Klostergrunde ihre Hütten bauen dürften. Hoffentlich wird ihnen dieser Wunsch gewährt, und dann sind die guten Leute wieder glücklich und zufrieden. — Sehen Sie nun aber nach Süden! Welcher Stadt gehören die drei prächtigen Kirchen an, die sich weit über ihre Umgebung erheben?“ Die Frage war nicht schwer zu beantworten; das konnte nur Stralsund sein, dem wir uns jetzt näherten. Wir fanden die Stadt im Festschmuck; denn sie feierte den Tag der Erlösung von der Belagerung Wallensteins, welcher sie nehmen wollte, „und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre“.

Mit freudigem Herzen durchwanderten wir die geschmückten Straßen; aber andachtsvoll blieben wir vor dem Steine stehen, der die Stelle bezeichnet, wo Schill unweit dem Fährthor am 31. Mai 1809 den Heldentod im Kampfe gegen Frankreichs damalige Vasallen, die Holländer und Dänen, starb.

Heute wollten wir übrigens noch Rügen selbst betreten, und so kam es uns sehr gelegen, daß ein Dampfer Nachmittags nach Falchor, einem Dorfe auf der Halbinsel Jasmund, abging, der außer uns eine Menge froher Menschen mit sich führte. — Nach einer mehrstündigen Fahrt näherten wir uns dem Landungsplatze. Hier hatten Landleute eine Anzahl Fuhrwerke bereit gestellt, um diejenigen Reisenden, welche noch am Abende nach der Stubbenkammer gelangen wollten, dorthin zu fahren. Ich konnte indeß der Versuchung nicht widerstehen, den ungefähr 3 Stunden weiten Weg zu Fuß zurückzulegen, und schätzte mich glücklich, als ich, durch gesegnete Felder schreitend, eine herrliche Aussicht auf das Meer und die untergehende Sonne genoß. — Bald aber verdüsterte sich der Himmel, ein heftiges Gewitter brach los und ich gerieth in die Irre. Der Weg war schlecht und wenig begangen, denn hohe Stauden, insbesondere die Wegwarte, hatten denselben unbehelligt zu ihrem Standort gewählt. Endlich kam ich an eine Hütte und fand darin ein Weib

mit ihrem Söhnchen, das 12 Jahre zählen mochte. Indes war mir wenig geholfen, denn wir verstanden uns gegenseitig nicht. So viel aber ward mir klar, daß die Frau sich nimmer entschließen konnte, dem fremden Manne ihren Knaben eine Strecke Weges mitzugeben, und so mußte ich mich allein wieder auf den Weg machen. Ich mochte wohl eine halbe Stunde gegangen sein, da bellten mich zwei Hunde heftig an. Während ich mir dieselben vom Leibe

führt. Traulich schmiegt sich über unserem Haupte die fastig grünen Buchenkronen aneinander, und das schimmernde Moos, das in nie gesehener Pracht Fels und Boden überkleidet, wetteiferte an Farbenglanz mit dem zarten Buchenlaub.*) Waldesfrische und Vogelgesang waren unsere steten Begleiter. So erreichten wir nach einer Morgenwanderung von etwa $\frac{3}{4}$ Stunden das Gasthaus, welches Friedrich Wilhelm IV. in der Nähe jenes vielbesuchten Aussichts-



zu halten suchte, kam ihr Herr, ein Schäfer, herbei, und ich fand in ihm einen frischen Mann, der mich so leicht verstand als ich ihn. Er war Soldat gewesen und hatte die Welt kennen gelernt. Seiner geschickten Weisung dankte ich es, daß ich bald das Dorf Wimperow erreichte, wo sich bereits eine große Anzahl durchnähter Reisender eingefunden hatte. An ein Bett war nicht zu denken; nur nothdürftige Unterlage trennte uns vom hartem Boden, auf dem wir uns zum Schlafe ausgestreckt hatten.

So trüb der Abend niedergegangen war, so klar und fröhlich kündete sich der Morgen an, und noch war die Sonne nicht aufgegangen, als wir den reizenden Buchenwald betraten, durch den ein lauschiger Weg nach der berühmten Stubbenkammer

punktes, der Stubbenkammer, erbauen ließ. Aber nicht nach Trank und Speise verlangen wir. Am Gasthof schreiten wir vorüber dem Felsenhaupte zu, das weithin die See beherrscht. Immer noch sind wir dicht umschattet von herrlichem Laubholz; nun aber noch wenige Schritte auf das Haupt des kühn vorspringenden Kreidefelsens, und — vor uns liegt das unendliche Meer! Da findet das staunende Auge keine Schranken weiter, und der Möve gleich schweift es über die ungemessene Fläche, nur manch-

*) Das schimmernde Hellgrün dieser Küstenwälder erhält sich in der frischen, feuchten Seeluft bis in den tiefen Herbst hinein in seiner lichten Frühsummerpracht, wenn das Laub der thüringer und rheinischen Buchen schon längst das dunkle Tiefgrün angenommen hat. D. S.

mal auf einem Segel ruhend, das eilend die Fluth durchschneidet. Schauen wir aber niederwärts, so gewahren wir nicht ohne ein leises Beben, daß die See so tief unter uns liegt, als ob wir vom Straßburger Münster auf sie hinabsähen.

Unser Standpunkt, der 128 m. über dem Meere liegt, heißt der Königsstuhl, weil sich das Volk erzählt, Karl XII. von Schweden habe von hier aus einem Seegefecht zwischen Schweden und Dänen zugeschaut; andere wollen den Namen von einem dänischen Könige ableiten. Wir gelangen nur auf einem schmalen Pfade, zu dessen Seiten die Felswand steil abfällt, zum Königsstuhl. Dadurch gewährt uns dieser weitgenannte Standpunkt nicht nur eine unbegrenzte Aussicht auf das Meer, sondern auch einen trefflichen Einblick in die zerklüfteten Felsen, die aus der Schlucht emporstreben. Sie alle sind in reinliches Weiß gekleidet, das nur manchmal durch den dunklen Strich einer Feuersteinlage unterbrochen wird. Leider vermag der Kreidofels den zerstörenden Einflüssen des Wetters nur wenig Widerstand zu leisten. Herr Behrend, der Pächter des Gasthofs, versichert, daß in einem Zeitraum von nur 40 Jahren die Felswand um etwa 3 Fuß geschwunden sei. Daraus erklärt es sich auch, daß nicht selten über der Tiefe Bäume hängen, deren Wurzeln fast ganz bloß liegen.

Hier ist es, wo die Insel ihr weißes Festgewand, geschmückt mit grünen Bändern, angelegt hat. So lächelt sie lieblich dem Meere entgegen. Wie der Königsstuhl selbst, so fallen noch andere kaum minder mächtige Kreidofelsen jäh zum Meeresstrand, vielfach durch Schluchten getrennt, die angefüllt sind bis zur See hinab von dem sanftwogenden Gezweige des Buchenwaldes. Mit jedem Schritt dem Ufer entlang zeigen sich uns neue Bilder, die höchst mannigfaltig in der Form, durchaus aber gleichartig in den Farben sind; denn überall tritt uns der weiße Kreidofels, umrahmt von lichtgrünen Buchen, neben dem leichtbewegten violettblauen Meere und dem sanfteren Blau des Himmels entgegen. Wie selten, daß die Natur so wenig Farben verwendet, und welche herrliche Wirkung bringt sie gleichwohl hervor! So faßlich wie eine Mozart'sche Melodie, so verständlich wie die einfachen Worte eines Volksliedes, aber ebenso reizvoll wie diese malt hier die Natur. Und hättet ihr Genua's berühmte Küste gesehen, ihr würdet euch doch nicht ungerührt von Jasmunds Ostufer wenden. —

Wir erkoren uns eines der vielen lauschigen Plätzchen, welche den Gasthof umgeben, und sorgten dafür, daß wir zwischen dem dunklen Laube Durch-

blicke behielten auf Fels und Meer. Als aber die Mittagstafel die Gäste vereinigte, da zeigte es sich, welche Menge von Reisenden zu Fuß und zu Wagen heute zur Stubbenkammer gekommen war. — Bald entzogen wir uns dem Lärm des Gasthofs, um dem Meere selbst unsern Besuch abzustatten.

Rechts von der Stubbenkammer führt durch die Schlucht hinab zum Strande der steile Weg. Der Regen hatte ihn schlüpfrig gemacht, und wir mußten alle Vorsicht anwenden um nicht auszugleiten. Bald aber standen wir auf dem Strande, der wie ein breites Band sich an dem Fuße der Felsen hinzieht.

Seid ihr schon einmal hinter das Naritäten-schränken einer guten alten Tante gerathen? Mit welcher Lust stöbert ihr nicht unter den mannigfachen Gegenständen herum, die sich schon seit Jahrzehnten hier angesammelt haben! — Nicht anders ergeht es dem Binnenländer, der zum Meeresgestade kommt und zwischen den bunt zusammengewürfelten Dingen einherstreitet, die das alte Meer hier aufgestapelt hat. Und wie reinlich hat es dieselben abgewaschen! Reinlicher kann es in einem holländischen Hause nicht aussehen. Vor allem sind wir überrascht durch die zahllosen Steine, welche von den Wellen so nett geformt und geschliffen worden sind. Oft kommen sie der Kugelgestalt nahe; andere sind mehr abgeplattet, die meisten aber nähern sich der Eiform. Und welche reinliche Farben tragen sie! Wie Kinder Kastanien sammeln, so stopften wir die Taschen mit den zierlichen Steinen voll, die auf dem Schreibtisch ohne weitere Bearbeitung als Briefbeschwerer dienen können. Bald aber mußten wir einsehen, daß wir uns eine zu große Bürde für die Heimreise aufgeladen, und mit schwerem Herzen packten wir größtentheils wieder aus, was wir so fröhlich eingepackt. Zwei Steine aber nahm ich mir doch mit, und da liegen sie noch vor mir, während ich euch dies erzähle, und erinnern mich an eine schöne vergangene Zeit.*)

*) Vergeblich hoffen wir hier am Strand von der Fluth ausgeworfene interessante Seethiere zu entdecken. Die Thierwelt der Ostsee, zahlreichere Arten von Fischen abgerechnet, ist nur arm. An minder mit Steinen bedeckten Uferstrecken ist unsere Ausbeute eine günstigere. Hier aber werden die weicheren Thier- und Pflanzenreste von den Kieseln zerstört und zerrieben. Dagegen finden wir häufiger Verfeinerungen, besonders die von kleinen Seeigeln, und die gelben länglichen Kegel der sogenannten Donnerkeile, gleichfalls verfeinerte Reste urweltlicher Seethiere. Nur selten gelingt uns der Fund eines kleinen Bernsteinstückchens, bekanntlich das zum Stein verhärtete Harz der urweltlichen Bernsteinflöthe, und noch seltener der eines sogenannten Klapperschnecks, eines meist birnenförmigen Flintsteins, der sich als hohl erweist, da er beim Schütteln in seinem Innern mehrere Steinkerne klappern läßt. Dieser Fund wird von den Kindern stets mit be-

Auch die Pflanzenwelt ist in höchst eigenthümlicher Weise vertreten. Wie ein dunkler Saum zieht sich am hellen Strande der angeschwemmte Meertang hin. Diese äußerst einfach gebaute Pflanzenart der *Fucoideen*, die den niedrigsten Formen der Pflanzenwelt angehört und bei der sich Stengel und Blatt nicht unterscheiden läßt, zerfällt in verschiedene Arten und bedeckt oft weithin den Meeresboden, gleichsam Wälder bildend, die vielen Seethieren Schutz und Nahrung bieten. Wenn der Meertang Untiefen zu seinem Standort gewählt hat, so überragt er oft die Wasseroberfläche und ist dann den Schiffen ein warnendes Zeichen. Zerren nun Sturm und Wellen die Tange theilweise los, so wirft sie die Fluth an's Gestade in oft ungeheueren Massen. Dem Küstenbewohner ist diese Pflanze ein höchst willkommenes Geschenk des Meeres, und er benützt sie als Streu und Dünger. In Irland dienen manche Tangarten sogar als Speise; andere werden vom Apotheker den Brustkranken als Thee verabreicht. *) — Emsig durchsuchten wir die große

sonderem Jubel begrüßt. In den hohen, grauweißen Kreidewänden der Ufer sehen wir schichtenweise derartige Hornblendeversteinerungen eingebettet. Sind doch diese mächtigen Kreideseifen nichts anderes als die aufgehäuften, zermahlene Gehäusereste von Schalthieren, die in den Urzeiten der Erde den Meeresgrund bedeckten, aber später durch unterirdische Gewalten in die Höhe gehoben wurden, und nun an unseren Küsten offen zu Tage liegen.

Sie und da an den weitenlangen Kreidewänden bemerken wir Gehöfte, in denen die Kreideseiferei betrieben wird. Durch Anrühren und Abschleimen wird die rothe Kreide (kohlenfauer Kalk) von den festeren steinigen Resten befreit und so die bekannte Schlemmkreide gewonnen, welche von den Anstreichern unserer Häuser- und Zimmerwände zum Verfärben der Farben, und zu noch manchen andern technischen Zwecken benützt wird. Die noch feiner geschlemmte und in Formen gepreßte Kreide zum Schulgebrauch wird hier nicht dargestellt.

Der Herausgeber.

*) Früher wurde die Asche dieser Fucusarten, die den Namen Kelp oder Bared führt und einen reichen Gehalt an Soda aufweist, zur Seifenbereitung verwandt. Zu der Zeit der Continentsperre, als die Einfuhr auch dieser Tangasche nach Frankreich aufgehoben war, setzte Napoleon I. einen Preis für die Erfindung einer Methode aus, die Soda aus im Inlande vorkommenden Natronsalzen herzustellen, um die wichtige Seifenfabrikation, die durch die augenblickliche Lage zum Stillstand verurtheilt war, von der Einfuhr der Meersoda unabhängig zu machen. Die Noth wurde auch hier die Triebfeder zu einer der folgenschwersten Erfindungen. Leblanc entdeckte jene sinnreiche Methode der Sodadarstellung aus dem Kochsalz, die noch heute allgemeine Anwendung findet. Die leichte, billige Fabrikationsweise dieses hochwichtigen Körpers brachte einen bedeutungsvollen Umschwung in großen Gebieten der Industrie hervor. — Die Tangasche schien nun allen Werth verloren zu haben und die armen Küstenbewohner, vornehmlich der Nordsee-Inseln, um eine be-

Menge des Meertangs, um recht mannigfaltige Formen zu finden, die wir dann sorgfältig in Papier verpackt mitnahmen, um sie dem Herbarium einzuverleiben. Dann erst zeigen sie recht klar ihre moosgrüne, rothe oder schwarze Farbe und erinnern oft auffallend an die Korallenbildungen.

Endlich wurden wir aber des Sammelns satt, suchten uns ein nettes Plätzchen und sahen dem Spiel der Wellen zu, die unaufhörlich ein gutes Stück uns entgegenrollten, um dann wieder eben so weit zurückzuweichen. Schon ganz von der Fluth umspült liegt ein Fels, auf dem der Sage nach allnächtlich eine blasse Jungfrau ihr Kinnen im Meere wäscht, und des barmherzigen Menschenkinds wartet, das zu ihr die erlösenden Worte spricht, damit sie Ruhe finde. Doch konnte uns die traurige Geschichte nicht ernst stimmen, denn ein muthwilliges Mägdlein aus unserer Gesellschaft hatte nichts Eiligeres zu thun, als die meerumschlungene Jungfrau darzustellen, indem sie, den zurückweichenden Wellen folgend, sich mit einem kühnen Sprung auf einen Stein in der Salzfluth schwang, der nur schwer zu erreichen war. Als sie aber wieder zurückwollte, da war guter Rath theuer, denn nun fand sie nicht Raum zu einem Anlauf. Sie sprang zu kurz und mußte sich wegen ihres unfreiwilligen Fußbades weiblich auslachen lassen. Dies verkümmerte ihr indeß nicht die gute Stimmung, und allen voraus eilte das muntere berliner Kind den steilen Weg wieder hinauf zur Stubbenkammer, während wir langsam folgten. Bald hörten wir ihre helle Stimme lebhaft sprechen und lachen, und als wir näher kamen, fanden wir den Wildfang damit beschäftigt, einem älteren sehr umfangreichen Herrn wieder empor zu helfen, der sich in Anbetracht seiner Leibesbeschaffenheit zu weit zum Strande herab gewagt hatte.

„Gutes Kind, wie heißen Sie?“ sprach tief Athem holend der Herr, „damit ich doch auch meine Wohlthäterin kennen lerne!“

„Ich heiße Johanna; mein Vater ruft mich aber gewöhnlich Händchen, und nur wenn er zankt, sagt er Hans! Jedermann sollte aber noch Du zu mir sagen, weil ich noch ein Kind bin und sein will!“ Raum hatte sie diese Worte gesprochen, so verschwand sie rasch wie ein Kehl zwischen den Buchen,

deutende Erwerbsquelle gekommen zu sein. Doch um eben jene Zeit wurde von Courtois in Marseille, der die Bestandtheile der Asche einer näheren Untersuchung unterwarf, unter diesen der merkwürdige, als Arzneimittel und später für die Photographie so wichtige Elementarstoff, das Jod, entdeckt, das fortan aus dem Kelp dargestellt wurde und noch heute vielfach daraus dargestellt wird. D. S.



An der Ostsee.
Original-Zeichnung von Friedrich Preller.

und bis wir sie am nahen Herthasee wiederfanden, hatte sie bereits ein Sträußchen duftender Erdbeeren gepflückt.

Wie schnell aber war für uns die Umgebung eine andere geworden! Uebersahen wir noch vor fünfzehn Minuten das endlose Meer, so lag nun vor uns der kleine, stille Waldsee, umfriedet von Hügeln und herrlichen Bäumen, die sich träumerisch widerspiegelten in der glatten, dunklen Wasserfläche. Schon senkte sich die Sonne im Westen. Wir lagerten uns eine Weile in beschaulicher Stille, dann aber erstiegen wir die Herthaburg, einen Ringwall zu unserer Rechten, der eine kleine Schlucht umgebend so aufgethürmt ist, daß er sich an den See lehnt.*) Bald hatten wir, das richte Gezeige durchbrechend, die höchste Spitze erreicht, wo schon Hänschen im hellen Sonnenglanze stand und vor Freude über den herrlichen Ausblick laut aufsauchzte. Rings umlagerten uns freundliche Buchenwaldungen, deren wellenförmiger Boden der Landschaft ungemein viel Abwechslung gewährt. Aber auch die weite See überschauten wir wieder und in ihr das ferne Arcona, das in blauer Färbung sich scharf abhob vom sonnenvergoldeten Meere. Dort stand einst, geschützt von starken Befestigungen, der Tempel des wendischen Gottes Swantewit, von dessen Cultus eben so wenig bekannt ist, als viel davon gefabelt wird. Ein gewaltiger Dammbau, die Jaromarsburg genannt, ist aber heute noch weithin sichtbar. Ist übrigens auch der Tempel, wo einst dem heidnischen Götzen gedient wurde, gefallen, so erhebt sich dagegen heute dort ein stattlicher Leuchthurm zu Nutz und Frommen gefährdeter Schiffer. Arcona bildet die nördlichste Spitze Rüzens und bietet somit den trefflichsten Standpunkt für einen Leuchthurm, da er dem aus Norden, Osten oder Westen nahenden Schiffer weithin sichtbar ist. Nachts krönt solche Leuchthürme ein möglichst starkes Licht, um den Seefahrer auch durch die Dunkelheit die rechte Straße zu führen. Manche Leuchthürme wechseln in bestimmten Zeitabschnitten die Farbe des Lichts, damit sie von andern unterschieden werden können. Andere lassen aus demselben Grunde Licht und Dunkelheit sich regelmäßig folgen.**)

*) Dieser Ringwall wurde offenbar von Menschenhänden aufgethürmt und diente jedenfalls einst zur Verteidigung der Urbewohner. Die Sage verlegt den Tempel der Hertha in diese hohe Umwallung. D. S.

**) Der weitleuchtende Schein wird erzeugt durch eine oder einige große Oellampen, welche von einem Mantel prismatisch geschliffener Gläser umgeben sind, die durch Brechung und Zerstreung der Strahlen die Leuchtkraft der einfachen

Alle diese Thürme aber sind warnend erhabenen riesigen Fingern vergleichbar, die dem nahenden Schiffer ein mahnendes: Freund, sei auf deiner Hut! zuwinken.

„Genug, genug vom Swantewit!“ mußten wir unserer mundfertigen Begleiterin zurufen, als sie aus einem Reisebuch die längere Abhandlung über den wendischen Gott mit bewundernswerther Geläufigkeit vorlas. Laßt uns der lieben Frau Sonne, die sich jetzt dem Untergang naht, gute Nacht sagen! Nun sie leise erröthend Abschied nimmt, kann ein Menschenkind ihr schon eher in's leuchtende Antlitz schauen. Immer tiefer sinkt sie, immer glänzender werden die grüngoldenen Streiflichter auf den uns umgebenden Buchenkronen, immer dunkler färbt sich das nahe Meer, immer heller leuchten die fernen Fluthen. Nun sehen wir auf flammendem Hintergrunde das tiefblaue Arcona. Die Sonne beginnt sich in die See zu tauchen und wie ein Helligenschein umgeben sie die letzten Strahlen. Mehr und mehr sinkt sie hinab und nun — verschwand auch der letzte Goldreis. —

Abwandten wir uns vom erblassenden Westen und schauten hinab zum Herthasee, dessen glatte Fluth bereits die aufgehenden Sterne widerspiegelte. Der Hirte hatte eben die wenigen Kühe, die hier geweidet, heimgetrieben; nun war's kirchenstill. Hinabstiegen wir zu einer Rasenbank dicht am See, dessen Umgebung bereits die Dämmerung umschleiert hatte, und gedachten der Sage, die uns berichtet vom Herthadienst in diesen stillen Gründen.

Wenn die Göttin zum See kam um zu baden, zogen weiße Kühe ihren Wagen und Priester begleiteten sie. Die dienenden Sklaven aber wurden in den See versenkt, weil kein ungeweihtes Auge fernhin das Licht der Sonne schauen durfte, das in's Angesicht der Göttin geschaut. Auch andere Menschenopfer wurden von den Priestern den Göttern hier dargebracht. Noch zeigt man den Stein,*) auf dem diese Opfer bluten mußten. — Aber noch heute soll sich zuweilen hier Seltsames ereignen. Um Mitternacht kann wohl der Wanderer eine hohe, herrliche Jungfrau schauen, wie sie in langem, duftigem Ge-

selstamme so außerordentlich erheben. Der Wechsel und die regelmäßigen Unterbrechungen des Lichtes werden durch ein Uhrwerk vermittelt. D. S.

*) Solche Steine, die dem Opferdienst geweiht gewesen sein sollen, zeigt man an vielen Orten der Insel, und bezeichnet die kleinen Rinnen und Vertiefungen, welche sich an einigen derselben vorfinden und sichtlich von Menschenhand herühren, als Blutrinnen und Blutnäpfe. D. S.

wande aus dem Dunkel des Waldes hervorschreitet und sich dem See naht. Augenblicke Dienerinnen folgen ihr, und bald tummeln sich die Badenden im feuchten Elemente. Wehe dem, der dann dem Wasser zu nahe kommt! Hat es seinen Fuß berührt, so zieht's ihn unwiderstehlich hinab und nimmer kehrt er zurück.

Hänschen war bei der Erzählung mäuschenstill geworden. Da zupfte sie ihr freundlicher Vater am Kleide und rief: Nun, willst du nicht auch ein wenig mit den Waldjungfrauen im See plätschern, du bewegliches Backfischchen?"

„Hu, was denkst du, lieber Papa? Komm, komm,

wir wollen fort, es ist so dunkel hier, und mir wird's angst und bang!“ Bei diesen Worten nahm sie den guten, alten Herrn beim Arm und zog ihn mit sich fort dem Gasthof entgegen.

Es half nichts, daß wir der Flüchtigen versicherten, die ganze Sage sei, wie man annimmt, nur durch eine mißverständene Stelle in Tacitus' Germania hervorgerufen worden, werde seit kaum 200 Jahren erst erzählt und entbehre des geschichtlichen Hintergrundes, — das Gruseln war über sie gekommen und sie machte nicht eher Halt, als bis wir wieder an der Stubbenkammer standen.

(Schluß folgt.)

Büge aus dem Leben einiger Falken.

Von

Adolf Müller.

Mit Illustrationen von Fedor Flinzer und A. Aretschmer.



Welch ein Geschrei umtönt den Kirchturm? Wie die Dohlen denselben umflattern und sich wie toll gebärden! Auch die Rauchschnalben sammeln sich schaarweise in der Luft und fliegen mit Dohlen einem Vorsprunge des alten gothischen Thurmes zu. Selbst bis hinunter auf die Dächer der Häuser der Stadt ist die Sprache der Vögel entfesselt. Denn dort regen sich die Nachstelzen auf den Dächern und erheben sich in kleinen Flügen mit ihrem hellklingenden „Sizi“. Das muß ein besonderes Ereigniß sein, was die friedlichen Bewohner der Lüste in solche Aufregung versetzt. Und diesmal haben sie Ursache dazu. Ganz besonders die zwar stets geschwägigen und lärmenden Dohlen betrifft es, welche an der alterthümlichen Kirche ihre Ansiedelung haben. An einer vorspringenden Verzierung des Gebäudes ist die besiedelte Welt in Bewegung. Hier sitzt ein Raubvogel aus der Familie der Falken und der Sippe der Küttel- oder Röhelweihen, ein Thurmfalk. Beständig in Vertheidigung muß sich der Räuber halten, denn die verbrüdereten Dohlen setzen ihm von allen Seiten stoßend, tragend und schreiend zu. Aber sie haben auch Veranlassung hierzu. Hat doch der sonst gar nicht so feindlich gesinnte Thurmfalk heute einen wahrhaften Mordanschlag auf eine geheiligte Familienstätte der Dohlen-Ansiedelung verübt. Da sitzt der von dem wachsamem Elternpaare

zuerst ertappte Räuber, eines der theuren Jungen aus dem nahen Nest in der Mauerspalte zwischen den Fängen (Klauen). Das empört gewaltig das Elternherz der schwarzen Schaar. Denn auch in der Dohlenbrust wohnt Elternliebe, recht warme, aufopfernde Liebe zu den Kindern! Verzweiflung und Zorn sind in der friedlichen Colonie der schwarzen Vogelgemeinde in recht auffälliger Weise erwacht.

„Zu Hülfe!“ haben die Dohleneltern beim Plündern ihres Nestes gerufen, und die ganze Dohlen-gemeinde eilt auf den wohlverständlichen Hülfesruf herbei.

„Seht den ertappten Räuber!“ schreien die Alten verzweifelt in der Dohlensprache. „Er heuchelte Friedlichkeit die Zeit her, und nun zerfleischt er uns schmählich eines unserer geliebten Kinder! Helft uns rächen!“

„Rache! Rache!“ lärmt darauf der ganze Schwarm. Und nun geht's drauf und dran von allen Seiten her. Dem Thurmfalken wird's nicht geheuer, denn über ihm und um ihn in den Lüften flattert's und hakt's, lärmt's und schimpft's bis unten hinab in die Stadthöfe und Gärten, wo der Sperling auf dem niederen Dach oder dem Holzstoße sein „Brrrrr — böll — böll“ und der kleine Zaunkönig aus der Gartenhecke sein „Zrrrrr“ wettet. Der ringsum bedrängte und ausgeschimpfte Nestdieb sieht sich vor aller Welt bloßgestellt und flieht den geräuschvollen Austritt, den Raub im Stiche lassend. Er flüchtet, von den Dohlen eine Strecke verfolgt, ent-

weber auf ein benachbartes altes Gemäuer oder noch weiter in die Ferne.

Selten haben sich die Dohlen und andere Vögel über Unthaten des Thurmfalken zu beklagen. Ist er doch häufig ihr Nachbar auf den alten Burgen und Thürmen in Städten und Dörfern oder auf dem

stehend. Aber als einmal die Jungen in dem Horste droben im Gemäuer lagen, größer wurden und immer mehr Nahrung verlangten, da spähten auch die alten Thurmfalken auf größeren Raub aus. Ihre sonst friedliche Natur wandelte sich beim Anblick der benachbarten Dohlenbrut in lüsternen Raubsinn um.



Felsgestein in den Wäldern, und hält daselbst Frieden mit den Ansiedlungen der Rabenvögel. Den ganzen Vorsummer über fing auch der eben ertappte Mörder an seinem Horste (Neste) auf dem nahen Burggemäuer des Schlosses Schmetterlinge und Käfer aus der Luft, oder er rüttelte Stunden lang (mit zitternden Flügelschlägen an einer Stelle) über den Fluren hin und her, Mäusen, Eidechsen und Fröschen nach

Gelegenheit macht Diebe und besonders bei Raubthieren. Die Ansiedler in der Nähe wurden durch die seitherige Friedfertigkeit des Falkenpaares arglos, und hatten sorglos ihre Keisernester in die Fugen und Löcher der Schießcharten und Verzierungen an dem Gemäuer und den Thürmen der alten Burg gebaut. Emsig zogen sie ihre Brut heran. Schon waren die Nestlinge am Flüggewerden und schauten jachend

aus den Thurmlöchern heraus. Das war zu verlockend für die Raubseele des Falten und es verfiel der friedlich geglaubte Nachbar ungeahnt auf solche Frevelthat. Aber nun verdoppelt die Dohlegemeinde, gewitzigt und misstrauisch, ihre Wachsamkeit, und der Thurmfalke mag sich nur von Ferne sehen lassen, so trompeten es die Wachposten und die alten Brutdohlen der Ansiedelung aus, also daß gleich von allen Seiten die Hülfsstruppen herbeieilen. Doch das

s. candicans) zu nennen, u. a. m. die Familie der Edelfalken (Falcones). Wie der Jagdfalk, so wurde auch der Wanderfalk früher zur Jagd auf Geflügel, d. i. zur Baije abgerichtet. Der Wanderfalk ist ein Ueberall und Nirgend; vom Norden bis zum äußersten Süden Europa's, in Nordafrika und in Asien treibt er sich unstät herum und wandert allwintertlich aus Europa bis in's Innere von Afrika. Er verdient also seinen Namen vollständig.



Thurmfalkenpaar ist seit dem mißlungenen Nestraube vorsichtiger oder vielmehr friedfertiger geworden. Ihm behagt wie allen Raubvögeln das Aufsehen erweckende Schreien und Aufplattern nicht. Es will unbeachtet und unbehelligt seine Ausflüge in die nahen Fluren und Hutten der Wälder unternehmen und läßt die wachsame, misstrauische Dohlegemeinde fürder in Ruhe.

Dieser erwächst ein viel gefährlicherer Feind in dem Wanderfalken (*Falco peregrinus*). Er bildet mit seinen nordischen Vettern, unter welchen besonders der isländische oder Jagdfalke (*F. islandicus*

An einsamen, unzugänglichen Felswänden oder auf himmelhohen Waldbäumen erbaut dieser stolze, gewandteste und raubgierigste Jäger der Klein- und Mittelvögel seinen Horst. Manchmal ist dieser ein altes verlassenes oder den Besitzern abgenommenes Rabennest. In dem Horste liegen im Vorfommer 3—4 runde Eier, die auf gelblichem oder blaßröthlichem Grunde braun gefleckt sind. Die anfangs besaumten Zungen wachsen schnell unter der unermüdblichen Pflege der Alten heran. Ist dieser Fall das ganze Jahr hindurch der Schrecken der gefiedereten Welt, so wird er es zur Zeit der Zungenpflege

in einem noch viel höheren Grade. Seine Züge vom Horste aus bezeichnen ein unaufhörliches Rauben und Morden. Wie der Sturm kommt und geht der furchtbare Vogel. Er schießt wie ein jähes Ungefähr mit Rauschen aus der Luft auf die Beute, die selten dem blitzähnlichen Ueberfalle entgeht.

Jetzt geht des Falken Flug meist gebeckt niedrig an der Erde her durch das Wachstum der Fluren und Gärten. Mit einem Male erscheint er unter einem Flug Ammern, Finken, Sperlingen, Lerchen und anderem Kleingeflügel. Wehe, wenn sie auseinanderstieben und sich erheben. Erschreckend sicher auf die Unglücklichen in der Luft ist des Räubers Stoß. Glücklich aber die erfahrenen Vögel, die sich auf der Erde oder auf Bäumen und Sträuchern niederdrücken. Denen kann der Falk nichts anhaben, so wenig wie einem auf dem Wasser schwimmenden Vogel. Aber, o Elend! da hat sich eine Lerche, ganz in ihren Freudengesang vertieft, in die Luft erhoben, ohne den schrecklichen Feind zu bemerken. Dieser kreuzt ungestüm ihren melodischen Himmelszug. Dem zum Tod erschrockenen Thierchen stockt das Lied in der Kehle, und es wirft sich verzweifelt wie ein Pfeil in das schützende Getreidemeer unter sich, ehe noch der Falke darüber gerathen ist. Heil dir, liebe Sägerin der Flur! Du hast dich diesmal vor deinem schlimmsten Feinde gerettet, und uns soll fürder dein sonnenhelles Lied erfreuen. Dem Falken aber schwören wir Verderben!

Eben plötzlich breitet dieser seinen Schwanz fächerförmig aus, um im nächsten Augenblick in die Höhe zu steigen, immer höher und höher. Wichtig! er hat einen Flug Tauben erspäht. Diese erheben sich bei seinem Anblick, schließen sich dann in entsetzlicher Eile eng aneinander. Aber der Falke ist sturmschnell über sie gekommen und stößt nun mit rasender Gewalt auf den fliehenden Trupp, so daß das Auge kaum folgen kann. Eine unglückliche Taube trennt das Dazwischenfahren des Räubers von der dichten schützenden Gemeinschaft. Das ist ihr Verderben, denn im nächsten Augenblicke schlägt ihr der starke und flinke Feind mit einem abermaligen Stoß von oben herab die mörderischen Fänge in den Leib. Aber von Ferne haben ein träger Bussard und ein feiger Milan der Jagd des gewandten Jägers zugeesehen. Auf beiden Seiten sieht sich der Falke mit seinem Raube von den zubringlichen Bettelgästen angefallen. Der stolzesinnige, hochlaunige Räuber überläßt den unedleren Genossen ohne die geringste Gegenwehr seinen Raub. Es entfällt die Taube seinen Fängen, rauschend zur Tiefe stürzend, und mit lauttönendem „Kja — Kja“ erhebt sich

der Wanderfalk stolz kreisend in die Lüfte, hoch über das Gerause des niederen Raub- und Bettelgesindels um den Raub am Boden.

Wir folgen mit den Augen aufmerksam dem hastigen Fluge des Falken. Dieser strebt eifriger als zuvor nach preisgegebener Beute zu neuem Raub, immer wieder von Flur zu Flur von der trägen Sippchaft der Milane und Bussarde bedrängt.

Sieh! dort kreist er auf einmal erregter, und jetzt schießt er plötzlich in einer geraden Richtung fort. Ferne über einer Teichfläche ist er wie das Wetter hinter ein Volk (Trupp) Wildenten gerathen. Einige haben sich noch zur rechten Zeit in das schützende Schilf der Gewässer gestürzt, ein kleines Häufchen aber ist in die wilde Todesjagd gerathen. Jetzt trennt sich auch noch eine einzelne Ente von dem Zug ab, und diese verfolgt der Falke nun mit unermüdbarem Eifer. Die Ente wendet alle ihre Flugkraft an, um dem Dränger hinter ihr zu entkommen. Dieser rückt ihr immer näher und näher; immer kleiner wird der Zwischenraum zwischen der Verfolgten und dem Verfolger. Eben sind uns die Beiden gegenüber. Es trennt sie nur ein Meter Zwischenraum. Schon ist's, als wolle der Falke seine furchtbaren Fänge dem nahen Opfer in den Rücken schlagen: — doch mit einem Male senkt sich der lange Hals der Ente nach unten und wie ein Schatten stürzt sie in den rettenden Bach hinein. Der Falk faust wie ein Pfeil vorüber und erhebt sich, sogleich von seiner Fehljagd ablassend, in's Weite.

Immer rastlos, durch nichts gestört oder gehemmt, drängt der unbändige Raubsinn den Falken vorwärts. Kaum daß er sich, wie eben, auf einen einzelstehenden Baum niederläßt, um von dieser freien Warte aus nach Raub auszuspähen. Da sieht er tief in sich gekauert, als ob der starke Kopf ihm auf dem Rücken säße. Schon von Weitem machen ihn die zwei schwarzen Wangenstreifen (bezeichnend der Bart genannt) und die weiße Kehle kenntlich. Beobachten wir ihn durch ein Fernglas, so bemerken wir seine großen, lebhaften Augen in beständiger Thätigkeit. Er wendet fast unmerklich den Kopf hin und her, um seine beiden natürlichen Ferngläser, die Augen, mit durchdringender Sehkraft die Umgegend prüfen zu lassen.

Dort bemerkt er das Schwärmen der Dohlen um die Thürme der nahen Stadt. Ein neuer Raubgedanke entsteht in dem Falkenkopf. Wieder eilt der erregte Vogel davon. Hinunter vom Baume wirft er sich, eine Strecke über der Erde einem Raine entlang zu eilen. Ungefahren läßt er den

Feldspatenflug dort auf der Dornhecke des Raines und saust vorüber. Nicht wie sonst greift er sich emen der Zirpenden spielend heraus, um ihn sogleich im Weiterschweben mit Federn, Haut und Knochen zu kröpfen (hinunterzuwürgen). Eben gilt's ihm um einen andern Braten. Denn plötzlich das Steuer fächernd, steigt er in die Höhe, immer reger Kreise ziehend und dabei sich den Thürmen der Stadt nähernd.

Offenbar hat er's auf die friedliche Schaar der Dohlen abgesehen, die in gewohnter Weise die Thürme schwabend umschwärmen. Ja, die schwatzhaftige Geschäftigkeit läßt oft die Vorsicht bei Seite! Und so auch vergessen dort die sonst so wachsam schwarzen Schwestern der Dohlegemeinde im behaglichen Gefühl ihrer Sicherheit die Umschau nach dem Feinde. Sie haben den eigenthümlich tiefen Angstruf der Rauchschwalben überhört, die das Raufen des entsetzlichen Falken anzeigen; sie vernehmen selbst nicht den Warnruf der Bachstelzen, die sich jetzt in großen Bögen von den Dächern in die Luft erheben. Da rauscht es urplötzlich über die Zinnen des Thurmes wie eine unsichtbare Niesen-Kaete, daß den armen erschrockenen Dohlen das Geschwätz in den Schnäbeln erstickt. Beglückt wer sich von der dunklen Gesellschaft in den Nestern oder fußend auf den Zinnen befindet! Wehe aber den Flatternden in der Luft! kaum gedacht, ist schon eine von diesen von dem jähen Unhold gestoßen und im nächsten Augenblick hoch in die Luft entführt.

Was hilft euch schwarzen Schreihälsen nun alles „Jaf“ und „Jäf“! Eure arme Schwester ist zum Nimmerwiedersehen in den Krallen des Todes fortgetragen.

Doch du bist gerächt, harmlose, friedliche Vogelschaar der heimischen Thürme und Tristeichen! Eben seh' ich den Blitz und vernehme den Knall der Flinte meines Freundes aus der Schießscharte des alten Thurmes dort drüben. Er hat das tödtliche Blei dem mit dem Raube dorthin fliehenden Falken zugesendet. Jählings getroffen, ist er mit ausgebreiteten

Flügeln aus der Höhe in den Schloßgarten gestürzt.

— Im Triumph wird er aufgefunden. Noch hat er im Tode die gestoßene Dohle in den gewaltigen, zweigliedslangen Fängen. Welch' ein mächtiger, bedeutender Vogel! Wir empfinden ein eigenthümliches Gefühl bei seinem Anblick, ein Gefühl der Bewunderung, das wir dem hochbegabten Räuber nicht versagen können. Noch glänzt das große, kühne, von Goldringen der Wachshaut (lahle Augenhaut) umgebene Feuerauge. Der große, stark übergehakte Schnabel mit seinem tief geschweiften Zahne im Oberkiefer ist halb geöffnet und läßt die Schärfe seiner Kanten sehen, die gelb an der Wurzel schimmern. Wie ein starker Schnurrbart ziehen sich seine beiden Bartstreifen von den Mundwinkeln auf die weiße Kehle herunter. Die Oberbrust legt sich wie eine Hemdenkrause leicht braun gefleckt über die Unterseite, die auf lichtrothlichem Grunde quergestreift oder gesperrbert ist. Ueber der hellstiefergrauen, dunkelgefleckten Oberseite ist ein frischer reißgrauer Anhauch verbreitet. Als gewaltige Waffen leuchten die gelben Ständer (Beine) mit den vollen Hosen (befiederte Schenkel) und den großen Fängen entgegen, von welchen die mittlere Zehe fast so lang ist als das Bein bis zur Ferse. Auch die Länge seines Schwanzes, 18 cm., und die langen, spizen, fischelförmigen Schwingen, welche bis zum Ende des Schwanzes reichen, fallen auf. Der Falke ist ein Weibchen, das sehen wir an seiner bedeutenderen Größe und seiner frischeren Färbung, welche beide Merkmale den weiblichen vom männlichen Wandersfalken, wie überhaupt die beiden Geschlechter aller Raubvögel unterscheiden. Vom Schnabel bis zur Schwanzspitze mißt der Vogel 52 cm., seine Flugbreite, d. i. der Abstand von einer ausgebreiteten Flügelspitze zur andern, beträgt 1 Meter 15 cm. Freudig tragen wir den erlegten Räuber nach Haus; doppelt freudig, weil der gefährlichste unermüdlichste Feind der nützlichen und angenehmen Vögel unschädlich gemacht worden ist, und weil der ausgestopfte Wandersfalle eine Zierde unserer Stube werden soll.

Beschauliches von Julius Lohmeyer.

Von allen Blüten darf der Falter sich ernähren,
Die Raupe aber nur von einem Kraute zehren.

O ringe mit der Welt, bis du sie redlich liebst,
Und lerne sie verstehn, auf daß du ihr vergiebst.

Nimm diese Welt voll Glanz, der Frühling schenkt sie dir!
O schenke du ein Herz und Auge ihm dafür.

Strebe freudig um zu leben,
Aber lebe um zu streben!

Räthsel.

Von Robert Löwike.

1.

Ich weiß einen Niesen allbekannt;
Vom Wasser ist er geboren,
Durch Menschenkunst und durch Menschenhand
Hat er seine Freiheit verloren.
Doch ist er auch in Gefangenschaft
Und in eiserne Bande geschlagen,
So ist er noch von gewaltiger Kraft,
Wie die Niesen der Märchen und Sagen.
Er sehnt sich nach Freiheit und will hinaus;
Doch die Freiheit wird sein Verderben:
Kaum hat er verlassen des Kerkers Haus,
So sehn wir ihn kraftlos ersterben.

2.

Gespinnen wird's im stillen Haus
Mit Emsigkeit Tag ein, Tag aus.
Doch wer es fertig hat gemacht,
Zu Ende glücklich es gebracht,
Dem wird ein schlechter Lohn gegeben;
Denn grausam raubt man ihm das Leben.
Nimmst du von meinem ganzen Wort
Vorn und am Schluß ein Zeichen fort,
In feierlicher Majestät
Ein ander Wort dann vor dir steht.

3.

(Vierfüßiges Räthsel.)

Die ersten hat Schiller, der Dichter, gesungen,
Das Lob auch der letzten ist von ihm erklingen;
Das Ganze muß in die Tiefe dringen,
Um edle Schätze an's Licht zu bringen.

4.

Wer ist der stille Wandersmann,
Der über Thäler, über Höhen
Sinzieht auf seiner weiten Bahn,
Bald rings erschaut, bald ungesehen?
In allen Ländern rings umher
Kennt jedes Dorf er, jeden Flecken,
Geht ungefährdet über's Meer
Und über Häuser, Bäume, Hecken.
Sucht ihn vergebens euer Blick,
Bald werdet ihr ihn wieder schauen;
Denn pünktlich kehrt er stets zurück,
Zu grünen Wäldern, Städt' und Auen.

5.

Die erste Silbe nennt, was uns umschwebt
Und was auf Erden alles rings umwebt,
Des Lebens Quell, des Lichtes Schooß zugleich,
Der Winde und der wilden Stürme Reich.
In jedem Hause man die zweite hat,
Doch nicht im Dorf und nicht in jeder Stadt.
Zuweilen ist sie noch auf Bergeshöhn
Und immer in der Königsstadt zu sehn.
Das Ganze ist ein Kind der Phantasie,
Zwar oft gebaut und doch gesehn noch — nie.

6.

Es steht die erste stets auf treuer Wacht,
Zu schützen vor Gefahr die letzten beiden.
Das Ganze hatte einst durch Zaubermacht,
Durch bösen Spruch und Arglist viel zu leiden,
Bis eines Königssohnes starke Hand
Nach langer Zeit zerriß das Zauberband.

Auflösung der Räthsel Seite 125.

Räthsel von Friedrich Güll.

1. Bod, Rod, Stod, Bloß, Pflod.

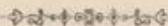
2. Heiserkeit, Heiterkeit.

3. Wert.

Räthsel von Otto Sutermeister.

1. Auf der Landkarte.

2. Die Hand.





von Robert Löwike.

I.

Der alte Glockenthurm in Birkendorf hat 112 Stufen. Davon haben sich Karl und Franz, die beiden Söhne des Birkendorfer Klüsters, schon oft überzeugt. Auch wissen sie ganz genau, daß jeder von ihnen 4 Minuten zum Hinaufsteigen und 3 Minuten zum Heruntersteigen braucht.

„Karl, sagte eines Tages Franz zu seinem Bruder, „wir wollen es heute einmal anders machen als sonst. Was meinst du dazu, wenn wir heute nicht zusammen hinauf und zusammen herunter gingen. Der eine von uns könnte sich heute oben, der andere unten aufstellen. Wir könnten uns dann in demselben Augenblick in Bewegung setzen und zusehen, auf welcher Stufe der Thurm-
treppe wir zusammentreffen.“

„Einverstanden“, sagte Karl, „machen wir gleich einmal den Versuch. Du magst hier unten bleiben und ich will den Weg nach oben antreten.“

Es waren wenige Minuten vor Eins, als Karl oben anlangte, und mit dem Glockenschlage Eins setzten sich nun die beiden Brüder in Bewegung, der eine von oben nach unten, der andere von unten nach oben.

Wir aber wollen ausrechnen, auf welcher Stufe der Thurm-
treppe, von unten gerechnet, sie zusammen getroffen sind.

II.

„Ich habe heute zwei Reitpferde gekauft,“ sagte ein Gutsbesitzer zu seinem Sohne, das eine für dich, das andere für mich, und du sollst einmal ausrechnen, wie viel jedes derselben kostet. Du weißt, für unsern neuen Sattel habe ich 100 Mark bezahlt. Wenn ich denselben auf

das für mich bestimmte Pferd lege, so ist dieses mit Sattel dreimal so viel werth, als das deinige ohne Sattel. Lege ich aber den Sattel auf das für dich bestimmte Pferd, so ist mein Pferd ohne Sattel doppelt so viel werth, als das deinige mit Sattel.

Wie viel hat nun jedes der beiden Pferde gekostet?

III.

Alfred war heute zu Onkel Eberhard zum Besuch gekommen und mit ihm in seine Obstkammer gegangen. Dort lagen reiche Herbstvorräthe, und auf dem einen Brette standen drei Körbe, der größte von ihnen mit Pflaumen gefüllt, die beiden andern leer.

„Sieh, einmal her“, sagte Onkel Eberhard. „Von diesen drei Körben enthält der größte genau 12 Liter, der mittlere fast 7, der kleinste 5 Liter. Die Hälfte von den 12 Litern soll dir gehören, wenn — nun, wenn du sie dir verdienst. Gelingt es dir durch Umschütten der Pflaumen aus einem Korbe in einen andern, dann wieder in einen andern u. s. f. einmal 6 Liter in einem Korbe zu erhalten, so sollen diese 6 Liter dir gehören. Du darfst sie mit nach Hause nehmen und dir und deinen Geschwistern damit eine Freude machen.“

„Gi,“ rief Alfred vergnügt, „da bitte ich nur um ein Stück Papier und eine Bleifeder, damit ich mir einen Schlachtplan machen kann.“

Schnell war der Schlachtplan fertig, die Schlacht gewonnen und die Beute wurde von dem Sieger triumphirend nach Hause gebracht.

Wie hat es nun Alfred angefangen, daß er durch Umschütten der Pflaumen einmal 6 Liter in einem Korbe erhalten hat?

Auflösung der Knackmandeln Seite 126.

- | | | | | | |
|------------------|----------------|---------------|---------------|-------------------|---------------|
| I. Peloponnes. | II. Trave. | III. Palermo. | IV. Neger. | V. Altana. | VI. Arabien. |
| VII. Medina. | VIII. Saone. | IX. Ungarn. | X. Normandie. | XI. Werra. | XII. Preußen. |
| XIII. Kiel, Don. | XIV. Hameln. | XV. Sumatra. | XVI. Mailand. | XVII. Montenegro. | |
| | XVIII. Kassel. | XIX. Florenz. | XX. Belgrad. | | |

